



# TÜVA MITTEILUNGEN

TÜBINGER VEREIN  
ZUR FÖRDERUNG DER  
UR- UND FRÜHGESCHICHTLICHEN  
ARCHÄOLOGIE

Heft 13/2012

# **TÜVA**

## **Mitteilungen**

Tübinger Verein zur Förderung  
der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie

13 – 2012



# Inhalt

5 Vorwort

*N. Rupp*

7 Unbekannte Künstler – Die Nok-Kultur in Zentral-Nigeria

*H. Wendling*

29 Ein Oppidum – viele Perspektiven. Manching im Focus neuester Forschungen

*R. Witte*

49 Heinrich Schliemann – Der alte und der neue Streit über sein Werk

*H.-J. Nüsse*

69 Marwedel – Neue Ergebnisse zu den Ausgrabungen eines kaiserzeitlichen ‚Fürstensitzes‘

# Vorwort

Liebe Mitglieder des TÜVA,

wir freuen uns, Ihnen den 13. Band der TÜVA-Mitteilungen überreichen zu dürfen. Unsere Jahresschrift erscheint mittlerweile zum dritten Mal im neuen und modernen Design. Sie reflektiert damit nicht zuletzt die Aktualität der archäologischen Forschungsprojekte, über die die Referentinnen und Referenten im Rahmen unserer Vortragsreihe berichten. Der vorliegende Band der TÜVA-Mitteilungen enthält diesmal die schriftliche Fassung von vier Gastvorträgen, die auf Einladung des TÜVA zwischen Oktober 2008 und Dezember 2010 am Tübinger Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters gehalten wurden. Die Beiträge zu den einzigartigen Fundplätzen der Nok-Kultur in Zentral-Nigeria, den neuesten Feldforschungen im bekannten spät-keltischen Oppidum von Manching und seinem Umfeld, dem spannungsreichen Leben und Werk von Heinrich Schliemann sowie den neuen Ergebnissen der Ausgrabungen im kaiserzeitlichen „Fürstensitz“ Marwedel in Niedersachsen zeugen erneut von dem äußerst facettenreichen Themenspektrum der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie. Allen Autoren gilt unser herzlicher Dank für die Bereitstellung ihrer Manuskripte.

Großer Dank und Anerkennung gebührt dem bewährten Redaktionsteam des TÜVA, das in vielen ehrenamtlichen Arbeitsstunden das Heft 13 der TÜVA-Mitteilungen wie gewohnt professionell erstellt hat.

Wir wünschen Ihnen eine spannende und erkenntnisreiche Lektüre!

Tübingen, im Oktober 2012

Der Vorstand

# Unbekannte Künstler – Die Nok-Kultur in Zentral-Nigeria

*Nicole Rupp*

Die Nok-Kultur Zentral-Nigerias war wegen der kunstvoll gefertigten Tonfiguren für lange Zeit vor allem im höheren Preissegment des internationalen Kunstmarkts ein Begriff. Die Schöpfer der ausdrucksstarken Terrakotten und deren kultureller Hintergrund blieben dagegen lange unbekannt. Die wenigen wissenschaftlichen Ausgrabungen, die in den 1970er Jahren an Nok-Fundstellen stattfanden, erbrachten aber auch Verhüttungsöfen von Eisenerz, deren Datierungen um 500 BCE bis heute zu den frühesten im subsaharischen Afrika gehören. Seit 2005 befasst sich ein Team von Afrikaarchäologen in enger Zusammenarbeit mit Fachleuten aus der Archäobotanik und Geographie der Goethe Universität in Frankfurt mit der rund 3500 Jahre alten Nok-Kultur. Intensive Prospektionen und zahlreiche Ausgrabungen führten zu ersten Einblicken in den Alltag unbekannter Künstler des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in Zentral-Nigeria.

## **Einleitung**

### **Forschungsgeschichte**

Die ersten Fragmente von Tonfiguren der Nok-Kultur wurden bereits 1928 im namensgebenden Dorf „Nok“ (Abb. 1) entdeckt, und zwar beim Tagebau auf Zinn in alluvialen Ablagerungen. Erst Mitte der 1940er Jahre stieß der damalige Kurator des National Museums in Jos, der britische Archäologe Bernard Fagg, auf einen Tonkopf, der als Vogelscheuche auf einem Yams-Acker diente (Fagg 1990:12). In den folgenden Jahren begann er systematisch weitere Fragmente von Nokplastiken zu sammeln und schloss aufgrund der stilistischen Einheitlichkeit im Aussehen der Figuren innerhalb eines sehr großen Gebietes auf eine ebenso einheitliche Kultur und so war die Nok-Kultur geboren (Fagg 1990:24). Fagg, und später auch seine Tochter, Angela Fagg-Rackham (Fagg 1972), führten in den 1960er und 70er Jahren Ausgrabungen durch, die

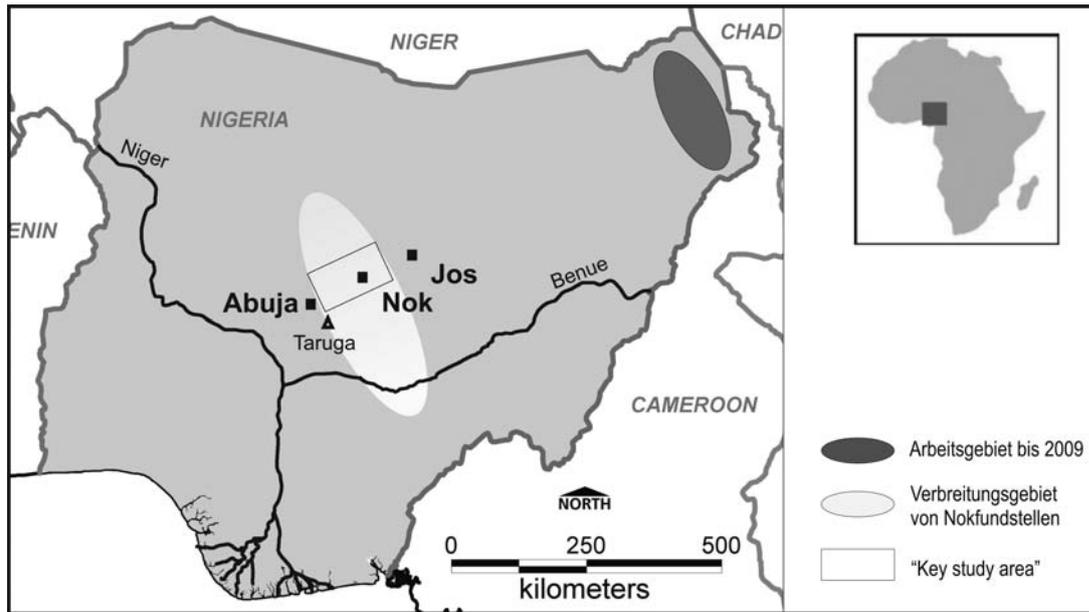


Abb. 1: Verbreitungsraum bisher bekannter Nokfundstellen in Zentral-Nigeria (weiß) und frühere Forschungsregion im nigerianischen Tschadbecken (dunkelgrau). Das derzeitige Kernarbeitsgebiet („*key study area*“) liegt zwischen der Hauptstadt Abuja und der Stadt Jos.

durch ihre erstaunlichen Ergebnisse zunehmend die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf die neue archäologische Kultur zog. In Taruga (Abb. 1) stieß Fagg nämlich auf mehrere Verhüttungsöfen von Eisenerzen, die bis heute zu den frühesten im subsaharischen Afrika gehören (Fagg 1968, 1969; Tylecote 1975 a & b). Die Datierungen platzierten sie in die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Trotz des Einsatzes von für die damalige Zeit sehr fortschrittlichen Methoden wie einem „*Proton-Magnetometer*“ (Fagg 1969:46), konnte Fagg neben Unmengen von Keramik, darunter auch Terrakottabruststücken, keine weiteren Befunde entdecken. Ein Nebeneffekt der Publikationen und Ausstellungen Faggs war die Aufmerksamkeit der Kunstsammler. Bald wurden die Terrakotten zu Höchstpreisen auf dem Kunstmarkt gehandelt – mit äußerst zerstörerischen Folgen für die Fundplätze. Die Forschung dagegen kam nach Faggs Ausgrabungen mit Ausnahme der Arbeiten von Prof. Dr. Joseph Jemkur, University of Jos (1992), fast zum Erliegen. Die Schöpfer der prachtvollen Plastiken drohten unbekannt zu bleiben, da die Fundstellen bis heute ausgeplündert werden.

## **Aktuelle Forschungen**

Obwohl die Zerstörungswut der Raubgräber wissenschaftliche Ausgrabungen dringend erforderlich machte, waren letztlich andere Gründe ausschlaggebend für die Erforschung der Nok-Kultur, und zwar die Untersuchungsergebnisse aus einem früheren Forschungsgebiet im Nordosten Nigerias (Abb. 1). Dort dokumentierten wir einen sehr schnell verlaufenden und tief greifenden sozio-kulturellen Umbruch um 500 BCE (Breunig et al. 2006). Der Umbruch war so fundamental, dass sich die Frage stellte, ob sich diese Vorgänge zur selben Zeit auch in benachbarten Regionen abspielten. Im Rahmen der von der DFG finanzierten Forschergruppe „Ökologischer Wandel und kulturelle Umbrüche in West- und Zentralafrika“ (2003–2009), an der die Tübinger Universität mit einem Team unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. M. H. K. Eggert im südlichen Kamerun beteiligt war, wurde dieser Frage zunächst weiterhin im nigerianischen Tschadbecken und ab 2005 in Zentral-Nigeria am Beispiel der Nok-Kultur nachgegangen. Die vielversprechenden Resultate (Rupp et al. 2005) der intensiven Prospektionen und Ausgrabungen im Nokgebiet führten schließlich zur Bewilligung eines DFG-Langfristvorhabens „*The Development of complex societies: the Nigerian Nok-Culture*“, beginnend 2009 mit einer Laufzeit von 12 Jahren (Breunig 2009, Breunig/Rupp 2010).

Das Projekt ist in vier Phasen von jeweils drei Jahren Dauer gegliedert, die verschiedene Aspekte der Nok-Kultur fokussieren:

1. Chronologie
2. Siedlungsstrukturen
3. Diversität im gesamten Gebiet
4. Abschluss

Derzeit befinden wir uns am Beginn der zweiten Phase und werden in den kommenden Wochen mit Großgrabungen beginnen, die Aufschluss über Charakter, Struktur und zeitliche Tiefe der Fundstellen geben werden. Die folgenden Zeilen geben einen Überblick über erste Erkenntnisse zum Alltag unbekannter Künstler.

## **Geographischer Rahmen und „key study area“**

Die heute bekannten Fundstellen der Nok-Kultur sind über einen Raum von der geographischen Größe des Landes Portugals verbreitet (Abb. 1) und liegen

in der Guinea Savanne, die sich durch zentrale Bereiche Nigerias zieht und eine Übergangszone zum Regenwald darstellt. Die Landschaft ist hügelig und von granitischen Inselbergen von mehreren hundert Metern Höhe geprägt. Extreme Niederschläge während der Regenzeit von bis zu 1400 mm (Adefolalu 2003) vereiteln archäologische Feldarbeit durch die dichte Vegetation und mangelnder Zugänglichkeit der Stellen. Ausgrabungen finden aus diesem Grund nur während der Trockenzeit statt, die etwa von November bis April reicht. In Anbetracht der Größe des Gebietes erschien es klüger, zunächst in einem überschaubaren Raum die Grundlagen für spätere, überregionale Vergleiche zu schaffen („Diversität“). Aus diesem Grund konzentrieren wir uns für die beiden ersten Forschungsabschnitte (Chronologie & Siedlungsstrukturen) auf eine „*Key Study Area*“ von etwa 340 km<sup>2</sup> Fläche rund 150 km nordöstlich von Abuja, der Hauptstadt, und ungefähr in der Mitte des derzeit bekannten Verbreitungsgebiets der Nok-Kultur (Abb. 1). Kleinflächige Ausgrabungen an mittlerweile über 60 Fundstellen innerhalb dieses Areals gaben einen guten Überblick über das Fundspektrum und eine solide Grundlage für die zeitliche Unterteilung der Nok-Kultur und der Erstellung einer ersten Keramik-Chronologie.

Eine große Erleichterung ist die in den letzten zwei Jahren errichtete Forschungsstation in Janjala, einem Dorf im Kerngebiet des Betrachtungsraums. Ein Teil der Analyse kann nun bereits vor Ort durchgeführt werden, so dass der aufwendige Transport der Funde nach Europa sich auf ausgewählte Stücke beschränkt, die besonderer Dokumentations- und Analysemethoden oder der Restauration bedürfen. Zudem etabliert sich die Forschungsstation zunehmend als Anlaufstelle der lokalen Bevölkerung, die uns die Entdeckung neuer Fundstellen mitteilen oder sich über unsere Arbeit informieren wollen.

## **Prospektionen & Ausgrabungen**

### **Die Fundstellen der Nok-Kultur**

Die meisten Fundstellen sind uns von Leuten gezeigt worden, die beim Hausbau oder der Feldarbeit auf Terrakottafragmente gestoßen sind. Auf diese Weise haben wir bis heute fast 300 Plätze dokumentieren können, von denen die meisten vorher unbekannt waren. Da die Entdeckungen schnell bekannt werden, gibt es kaum Stellen, die von Raubgrabungen nicht betroffen wären. Ausgrabungen sind in den meisten Fällen trotzdem noch möglich, wenn auch in der Fläche limitiert. Da zunächst die Grundlage für die Erstellung einer

ersten Chronologie im Fokus unserer Arbeiten stand, waren die kleinflächigen Ausgrabungen völlig ausreichend. Für alle weiterführenden Fragen wie zum Charakter der Fundstellen oder Aufbau, Größe und Struktur der Siedlungen sind wir auf die Ergebnisse der Großgrabungen angewiesen, mit denen wir noch in diesem Jahr beginnen werden.

Bei der Lage der Fundstellen gibt es scheinbar keiner Präferenzen. Sie kommen in den Ebenen ebenso wie auf Bergen oder deren Hängen vor. Bei den Stellen in der Ebene fällt auf, dass sie meist in der Nähe flacher Granitkuppen liegen. Letztere scheinen ein Kriterium bei der Auswahl der Lokalität gewesen zu sein. So weisen viele dieser Kuppen Mahl- und Schleifmulden für die Zubereitung von Nahrungsmitteln oder die Fertigung von Steingeräten auf. Wasser ist kein Problem, noch heute ist die Region von zahlreichen kleinen Bächen durchzogen und auch ein größerer Fluss ist in der Nähe.

Von Anfang an waren wir erstaunt über die Dichte der Fundstellen. Innerhalb eines Quadratkilometers lassen sich ohne weiteres bis zu sieben Plätze dokumentieren. Es ist jedoch schwer, die Größe der einzelnen Fundstellen abzuschätzen, weil viele stark zerstört sind und wegen der generellen Befundarmut. In einigen Fällen versuchten wir durch das Einmessen der Raubgrabungslöcher einen ungefähren Eindruck der Fundstellengröße zu gewinnen. Am genauesten konnten wir die Größe bei einer kaum zerstörten Stelle, die sich über zwei Kuppen erstreckt, feststellen. Zusammengenommen bedeckten die Funde eine Fläche von ungefähr 4–5 Hektar, was gut zu den Schätzungen anhand der Raubgrabungslöcher passt (Rupp 2008).

Dieselben Probleme, die eine exakte Schätzung der Fundplatzgrößen vereiteln, stellen sich auch bei der Charakterisierung der Fundplätze, z. B. der als Siedlung. Wegen der Zerstörungen und der Armut an Befunden – es gibt keine Steinbauten und auch organische Reste haben sich in dem aggressiven Boden so gut wie nicht erhalten – ist die Interpretation der Plätze derzeit nur über die Funde und deren Zusammensetzung möglich. Dabei haben die kleinen Ausgrabungen im Ergebnis ein sehr heterogenes Bild ergeben, die interessante Implikationen hinsichtlich der Siedlungsstruktur birgt. So war das Fundmaterial von vier ausgegrabenen Stellen, die um 500 BCE datieren und maximal 800 m auseinanderlagen, dermaßen unterschiedlich zusammengesetzt, dass sich die Frage nach der Art der Siedlung stellt. Der sehr spezielle Charakter der Fundplätze, z. B. mit eher rituell zu interpretierenden Niederlegungen (Abb. 4) oder Eisenverhüttungsöfen deuten zumindest auf verschiedene Tätigkeitsschwerpunkte (Handwerk) oder Funktionen (Friedhof) hin, die

auch räumlich voneinander getrennt waren. Plausibel ist deshalb die Vorstellung einer Streusiedlung mit weiter auseinander liegenden Gehöften und gelegentlichen Erweiterungen oder Verlagerungen innerhalb größerer Zeiträume. Streusiedlungen entstehen eher spontan und entbehren deshalb auch eines Ortskerns. Im Fall der Nok-Kultur würde eine solche Siedlungsform vieles erklären und manches relativieren, wie die eingangs postulierte „Siedlungsdichte“, die neu bewertet werden müsste.

Diese Fragen stehen im Mittelpunkt der in Kürze startenden Großgrabungen. Neben innovativen Technologien wie einer Thermokamera, die Ende diesen Jahres erstmals zum Einsatz kommen wird und RFA-Analysen keramischer Objekte wie des Sediments, sollen horizontalstratigraphische Analysen Aufschluss über Zusammensetzung und zeitliche Tiefe der Niederlassungen geben. Bisher können wir eine lange Siedlungskontinuität feststellen. Unsere Datierungen innerhalb der key study area decken nicht nur die gesamte bisher bekannte Laufzeit der Nok-Kultur ab, sondern erweiterten diese sogar um mehr als tausend Jahre (1600 BCE–400 CE). Wie sich diese Zeit im Siedlungswesen abbildet, ist die Kernfrage, der wir gerade nachgehen.

## **Befunde in Nok-Fundstellen**

Auch mit der Öffnung wesentlich größerer Ausgrabungsflächen bleibt die Erforschung der Siedlungsstrukturen eine Herausforderung, weil die Leute der Nok-Kultur keine konkreten Spuren hinterlassen haben, die Einblick in Aufbau und Aussehen ihrer Siedlungen geben könnten. Hinweise auf Bauwerke fehlen mit Ausnahme von Flechtwerkabdrücken in Lehm vollkommen. Zusätzlich erschwert wird die Situation, weil eine gesamte Fundkategorie fehlt: die Knochen. In den sauren Tropenböden haben sie sich nicht erhalten, wodurch nicht nur viele Informationen fehlen, sondern auch die Interpretation der wenigen Befunde, die im Folgenden vorgestellt werden, problematisch wird. Auch wenn manche Entdeckungen wie Gräber erscheinen, fehlt doch der letzte Beleg – die sterblichen Überreste. Im Moment kennen wir folgende Arten von Befunden: grubenartige Strukturen, Steinsetzungen mit Gefäßen und/ oder Terrakotten, Steinsetzungen ohne Funde und Steinkreise.

### **Grubenartige Strukturen**

Die Befunde der Nok-Kultur bestehen in der Regel aus grubenartigen Strukturen, die sich über mehrere Meter erstrecken können (Abb. 2). Durch Farbe und Textur heben sie sich gut vom sterilen Untergrund ab. Die dunkle Ver-



Abb. 2: Links: Alle Funde der Nok-Kultur stammen aus grubenartigen Strukturen. Die dunkle Verfärbung ist auf den hohen Anteil an Holzkohle zurückzuführen. Rechts: Nur ausnahmsweise lassen gerade Außenlinien und faustgroße Steine entlang der Grubensohle auf eine gezielte Anlage von Gruben schließen.

färbung ist auf den hohen Anteil von Holzkohle zurückzuführen, die die Sedimente förmlich durchtränken. Auch alle anderen Funde befinden sich fast ausschließlich innerhalb dieser Gruben. Weder die Artefakte noch die Sedimente zeigen Spuren von Feuereinwirkung. Die Holzkohle ist also an anderer Stelle produziert worden, die Feuerstellen jedoch unbekannt. Die Gruben selbst sind eher amorphe Gebilde. Nur im Einzelfall deuten gerade Außenlinien und eine Art Basis aus sorgfältig gesetzten, etwa faustgroßen Steinen auf eine planvolle Anlage hin (Abb. 2, rechts). Bezüglich des Inhaltes konnten keine Unterschiede festgestellt werden. Alle Gruben sind randvoll mit Artefakten aller Kategorien. Kartierungen der Artefakte innerhalb der Grube erbrachten bisher keinen Hinweis auf deren Funktion. Datierungen der einzelnen Gruben, verschiedener Grubenabschnitte sowie mikromorphologische Analysen sollen helfen, mehr über den Charakter und die Nutzungsdauer dieser die Nokfundplätze nahezu charakterisierenden Befundgruppe zu erfahren.

Abgesehen von den Gruben kommen im Ausnahmefall wenige Zentimeter messende „Deckschichten“ vor. In diesen stößt man ebenfalls bereits nach wenigen Zentimetern auf Funde, die sich dann ausschließlich innerhalb der Gruben weiter verfolgen lassen. Sie reichen durchschnittlich etwa einen Meter, in seltenen Fällen bis zu 1,80 m in die Tiefe. In den weitaus häufigeren

Fällen ist nach rund 50 cm der sterile Boden erreicht. Horizontal abgelagerte Kulturschichten haben wir mit Ausnahme der gelegentlich dokumentierten „Deckschicht“ bisher nirgends entdeckt. Die Gruben selbst heben sich als dunkle Verfärbung deutlich vom sterilen Umgebungssediment ab.

### **Steinsetzungen mit Gefäßen und/oder Terrakottafragmenten**

Zu den wenigen regelhaft vorkommenden Befunden gehören Steinsetzungen mit Gefäßen (Abb. 3). Oft finden sich dabei noch Bruchstücke von Nokfiguren und Steinperlen. Die Steine sind meist in einer Reihe oder leicht bogenförmig angeordnet. Dabei handelt es sich nicht nur um unmodifizierte Steine aus der Umgebung. Auch Mahlsteine beträchtlicher Größe können Teil des Arrangements sein (Abb. 3). An einem Ende der Steinreihe oder davor stehen oft ein oder zwei meist besonders sorgfältig gefertigte Gefäße. Oft sind diese Deponierungen von Steinperlen begleitet, die sich meist neben den Gefäßen und vor der Steinreihe finden. Bemerkenswert ist die regelmäßige Anordnung der Perlen, die den Eindruck hinterlässt, um einen nicht mehr erhaltenen Hals gelegen zu haben (Abb. 3 und 6, rechts unten). Bei einem Fundplatz haben wir in etwa 20 cm Abstand, genau über Befunden dieser Art, Fragmente größerer Figuren gefunden, die die Stein-Topf-Befunde regelrecht abzudecken schießen. Stößt man auf einen Befund dieser Art, bleibt es meist nicht der einzige. Im Einzelfall konnten wir bis zu neun solcher Befunde an einem Platz finden. Dass klassische Siedlungsreste wie Keramik dabei fast fehlen oder von besonderer Ausführung sind (Abb. 5 a–d), unterstreicht den deponierungsartigen Charakter. Da sich allerdings, wie eingangs erwähnt, keinerlei Knochen erhalten haben, fehlen für eine sichere Klassifizierung dieser Befunde als Gräber leider die charakteristischen Überreste. Auch Grubenumrisse oder Leichenschatten konnten wir in keinem Fall dokumentieren, was sich leicht mit den extremen Witterungsbedingungen und der geringen Tiefe der Gruben begründen lässt.

Eine Sonderrolle bei dieser Befundart spielt der Fundplatz *Utak Kamuan Garaje Kagoro* (UKG) (Abb. 4) (Rupp 2010:75). Dort fanden sich direkt unter der Dorfstrasse die Reste von neun Befunden, die aus unmodifizierten Steinen und großen Terrakottabruchstücken bestanden. Diese Stein-Terrakotta-„Haufen“ liegen in nur etwa zwei Metern Entfernung voneinander. Die größten haben einen Umfang von etwa einem Kubikmeter. Einer der Befunde konnte im Block geborgen werden und wird derzeit im Römisch-Germanischen Museum Mainz restauriert. Obwohl sich auch hier keine organischen Reste erhalten

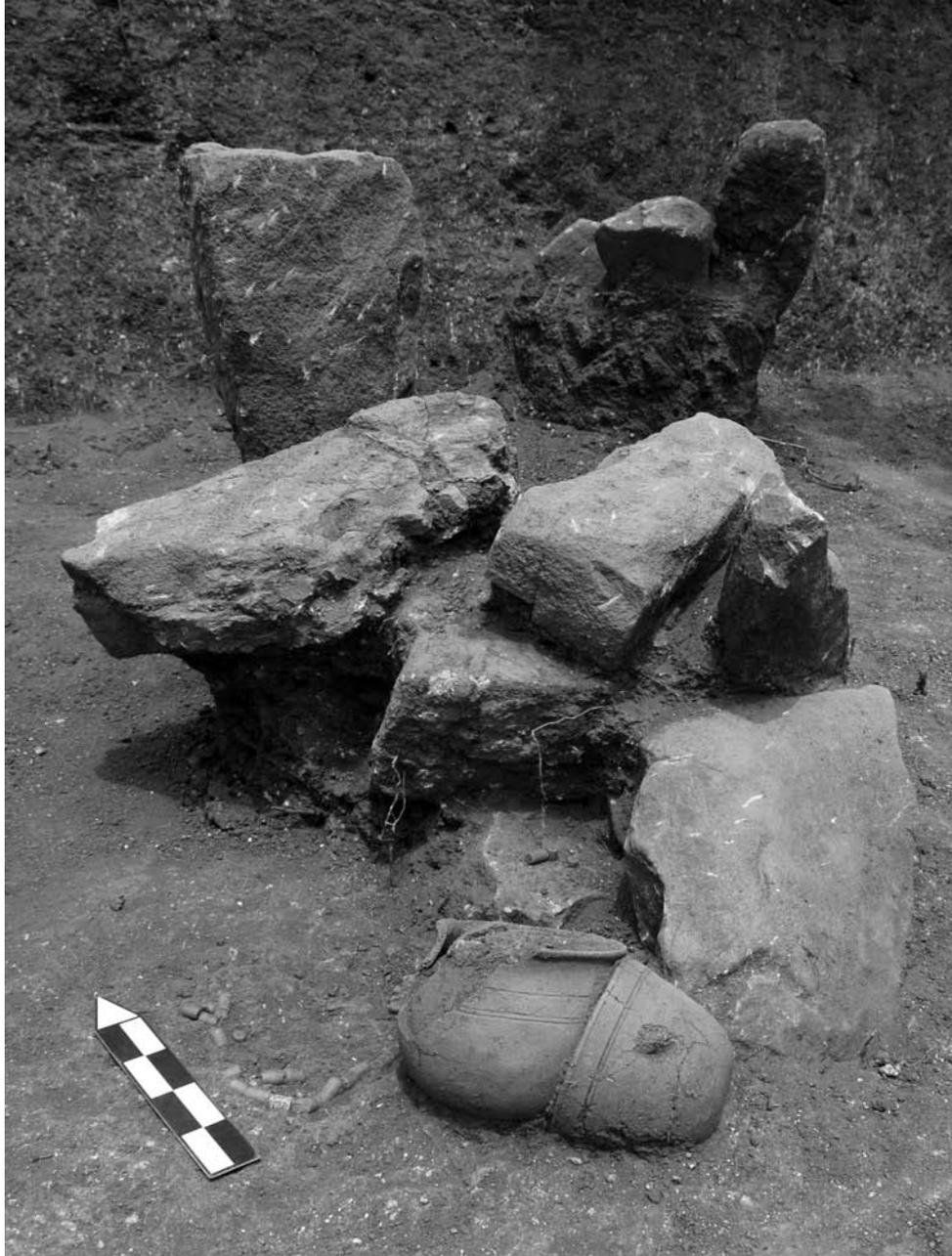


Abb. 3: Einer der wenigen regelhaft vorkommenden Befunde. Vor einer Steinsetzung sind ein bis zwei sorgfältig verzierte Gefäße deponiert. Vor oder unter diesen finden sich oft Steinperlen – nicht selten in einer Anordnung als lägen sie um einen heute verschwundenen Hals.

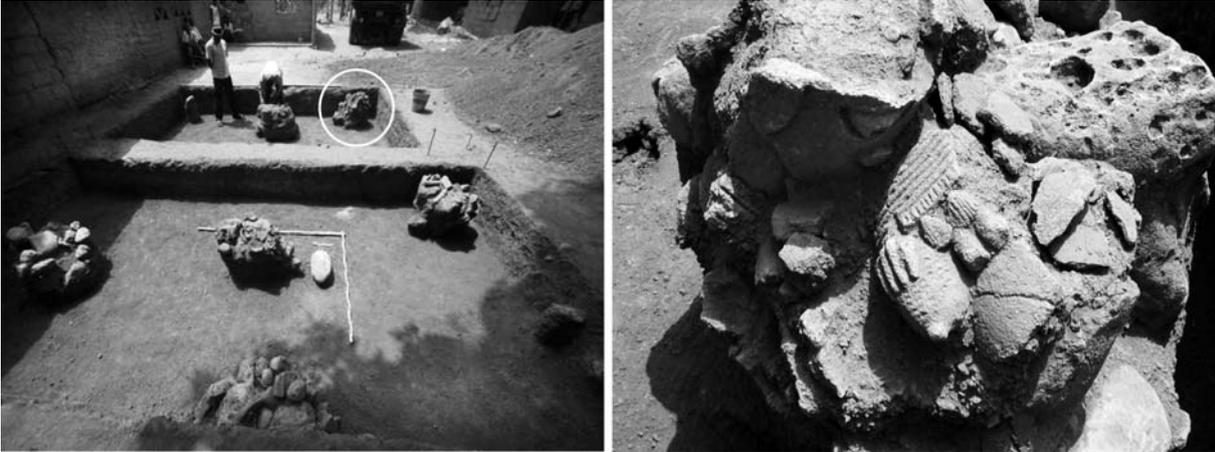


Abb. 4: Utak Kamuan Garaje Kagoro. Unter der Dorfstraße entdeckten wir neun Befunde, die aus vulkanischen Steinen und großen Terrakottenfragmenten bestanden.

haben, die eine sichere Interpretation der Stelle zulassen, unterscheidet UKG sich von allen anderen Fundplätzen insofern als dass es sich hier zweifelsfrei um Deponierungen mit einem rein rituellen Hintergrund handelt. Typische Siedlungsfunde wie die sonst häufig anzutreffende Keramik fehlen so gut wie völlig, auch ist der Bereich zwischen den Befunden fundleer. Sehr interessant sind die Auskünfte der Einheimischen. Sie sagen, dass bei kürzlich stattfindenden Bauarbeiten in einem Umkreis von mehr als einem Kilometer ähnliche Befunde aufgetaucht sind. Testgrabungen in der Nähe der angegebenen Stellen ergaben jedoch keine weiteren Hinweise. Die Existenz großer Terrakottabruchstücke aus den beschriebenen Stellen lässt weitere Untersuchungen trotzdem lohnend erscheinen. Da es sich in UKG um einen rein rituell genutzten Platz möglicherweise sogar größeren Umfangs handelt, stellt sich die Frage, wo die Leute gelebt haben, auf die die Niederlegungen zurückzuführen sind. Die rezente dichte Bebauung macht es schwierig, diesen Fragen angemessen nachzugehen. Die geomagnetischen Messungen waren durch die Hausdächer aus Metall stark beeinträchtigt.

Um mehr über den Charakter dieser interessanten Befunde zu erfahren, werden im Rahmen einer Dissertation (K.-P. Nagel, Goethe Universität) umfangreiche RFA-Analysen an Sedimenten durchgeführt. Konzentrationen von Phosphaten sind schon lange bekannt als Indikator für organische Reste. Bei der Entscheidung, auf welchen Umstand die Anreicherung zurückzuführen ist (Bestattung oder Latrine?), erleichtert die Anwesenheit bestimmter Elemente, die bei bestimmter Nutzung zu erwarten sind, wie erhöhte Werte von Strontium und Kalzium bei Körperbestattungen, die Interpretation. Mit Hilfe eines

mobilen RFA-Messgeräts können hohe Probenmengen in angemessener Zeit und mit vergleichsweise geringen Kosten untersucht werden. Obwohl die Messungen aufwendig sind, können auf diese Weise statistisch aussagekräftige Ergebnisse zu dem Elementspektrum der einzelnen Proben gewonnen werden. Erste Ergebnisse sind vielversprechend.

### **Steinsetzungen aus faustgroßen Steinen**

Rätselhaft bleiben „Steinpflaster“ aus faustgroßen Steinen mit einer Erstreckung von fünfzig Zentimetern bis zu knapp zwei Metern. Die Steine selbst sind meist unmodifiziert mit gelegentlichen Bruchstücken von Mahlgeräten oder Steinkugeln. Zweimal fanden wir Fragmente von Terrakotten auf diesen Befunden. In einem dritten Fall dokumentierten wir ein Raubgrabungsloch, das sich durch eine neuzeitliche Verfüllung deutlich von den umliegenden Schichten abhob und sich direkt zu einer solchen Steinsetzung verfolgen ließ. Eine Interpretation, etwa als eine Art „Plattform“ für die Deponierung von Figuren ist nicht eindeutig. Dieselben Steine begegnen uns auch innerhalb der Gruben, wo sie in seltenen Fällen die Außenlinien nachzuvollziehen scheinen oder sich durch ihre Anordnung als Grubenboden interpretieren lassen (Abb. 2, rechts). Ein multifunktionaler Hintergrund erscheint deshalb am wahrscheinlichsten.

### **Steinkreise**

Erst während der letzten Feldaufenthalte stießen wir auf eine Befundgruppe, von der wir zunächst annahmen, es müsse sich aufgrund der guten Erhaltung um rezente Hinterlassenschaften handeln, die Steinkreise. Überraschenderweise zeigten die Datierungen jedoch, dass zumindest einer der Nok-Kultur zuzuschreiben ist. Dieser Steinkreis liegt auf einem etwa 400 m ü. NN. hohen Berg, der einen guten Überblick über die Umgebung gewährt. Der Steinkreis besteht aus im Kreis aufgestellten, eher flachen Steinen und misst etwa 4,5 m im Durchmesser. Die Höhe des erhaltenen Kreises schwankt von etwa 20 cm bis zu 50 cm. Innerhalb wie außerhalb der Steinsetzung fand sich ein reiches Spektrum an Funden der Nok-Kultur. Dass der Steinkreis nokzeitlich ist, steht außer Frage. Die Ablagerungen beziehen sich klar auf die Steinkonstruktion. Ausgrabungen in etwa 25 m Entfernung ergaben weitere typische Siedlungsfunde, darunter auch große Stücke Hüttenlehm mit Flechtwerkabdrücken. Sehr eindrucksvoll ist der außergewöhnlich gute Erhaltungszustand der Funde. Die feinkörnigen Sedimente sind äolischen Ursprungs und weit

weniger aggressiv als die typischen Tropenböden. Knochen haben sich jedoch auch hier nicht erhalten. Die Aufregung über die Entdeckung des ersten Nokhauses, das mit einer Datierung von 1600 BCE zudem zu den frühesten bisher bekannten Fundplätzen gehört, wurde leider falsch gedeutet. Nach Abschluss der Ausgrabungen fiel Puntun Dutse Raubgräbern zum Opfer. Der Platz wurde fast komplett umgegraben und so fast vollständig zerstört.

## **Die Funde der Nok-Kultur**

Nokfundstellen sind reich an Funden aller Kategorien. Vor allem Keramik und Steingeräte, darunter vorwiegend Mahlgeräte gefolgt von Beilklingen, sind sehr häufig. An fast allen Fundstellen gibt es Fragmente von Terrakotten. Eisenobjekte sind bekannt, kommen aber, wie andere Relikte der Metallurgie, nur gelegentlich vor. Fast alle Artefakte stammen aus Gruben, die nur ausnahmsweise Tiefen bis zu 1,80 m erreichen. Die Objekte sind starken Erosionsvorgängen ausgesetzt, wodurch sie nicht nur zerbrochen, sondern die Oberflächen, insbesondere von Terrakotten und Keramik, starke Verwitterungerscheinungen aufweisen. Das Inventar wirkt, abgesehen von den Plastiken, eher steinzeitlich, typisch für nahrungsproduzierende Gemeinschaften. Auffällig ist das Fehlen jeglicher als Waffen interpretierbarer Objekte wie Pfeilspitzen oder ähnliches. Ob die Jagd tatsächlich keine Rolle gespielt hat, lässt sich durch das Fehlen jeglicher Knochen kaum überprüfen. Auch schneidende Werkzeuge sind nicht vorhanden.

## **Terrakotten**

Bruchstücke von Terrakotten sind in fast allen Fundplätzen überaus zahlreich vertreten. Nur im Ausnahmefall deuten andere Fundzusammenhänge, z. B. wie im Fall von *Utak Kamuan*, eine nicht alltägliche Funktion der Figuren an. Generell werden sie wie alle anderen Artefakte vorwiegend in den grubenartigen Strukturen gefunden (Abb. 2, links). Kennzeichnend für die bis zu lebensgroßen Plastiken sind stilisierte Tier- und Menschendarstellungen mit dreieckigen Augen, deren Pupille durch eine Vertiefung angedeutet ist. Individuelle Merkmale wie Bärte, Schmuck und extravagante Frisuren oder Kopfbedeckungen betonen die kunstvolle Ausführung der ausdrucksstarken Skulpturen (Abb. 5, oben). Die raue und körnige Oberfläche ist auf Erosion zurückzuführen. Der ehemals glatte Engobe Überzug ist verwittert und nur auf manchen Stücken in Ausschnitten erhalten. Die Figuren sind hohl, in Aufbautechnik hergestellt und extrem grob mit Granitgrus gemagert.



Abb. 5: oben: Die ausdrucksstarken Skulpturen sind nach strengen stilistischen Vorgaben gefertigt. Dreieckförmige Augen und kunstvolle Frisuren oder Kopfbedeckungen sind charakteristisch. Neben lebensgroßen Köpfen faszinieren gestische Darstellungen, die Einblicke in den ehemaligen Alltag geben, wie ein Trommler (c) oder eine Person, die sich die Augen zuhält (b). Bei den Abbildungen a–d handelt es sich um Applikationen auf Töpfen im Halbre relief. Neben diesen, den vollplastisch ausgebildeten oder den Stabterrakotten, gibt es noch eine Anzahl Miniaturfiguren.

Nokobjekte treten nicht nur vollplastisch auf, sondern auch im Halbreief – hier als Gefäßapplikation (Abb. 5) oder auf dem „Körper“ der Stabterrakotten. Bei letzteren sind die Körper ebenfalls reich verziert, aber als Röhren dargestellt. Die Dargestellten haben naturalistische Züge und geben durch ihre detailgetreue Gestaltung Einblick in den damaligen Alltag. So sind die Plastiken mit stilisierten Perlengehängen oder Anhängern verziert. Auch die Abbildung von Gebrauchsgegenständen wie von Beilen ist nicht selten. Besonderen Eindruck hinterlassen gestische Darstellungen wie eine Person, die sich die Augen zuhält oder die eines Paares, das sich umarmt (Abb. 5). Bisher unterscheiden wir vier Gruppen: vollplastisch ausgeführte Skulpturen, Figurenreliefs auf Gefäßen, Stabterrakotten und Miniaturen. Letztere sind massiv und nicht in Aufbautechnik hergestellt.

Die Plastiken folgen einem strengen Stil, der schon Bernard Fagg auffiel („*the product of a single culture*“, 1990:24) und der über das gesamte bisher bekannte Verbreitungsgebiet der Nok-Kultur keine Abweichungen zeigt. „*The emergence of great styles*“ wird von manchen Autoren als Materialisierung von Macht, als „*elite style*“ angesehen und in dieser Eigenschaft als Begleiterscheinung komplexer „*chiefdoms*“ betrachtet (Earle 2002:162). Im derzeitigen Abschnitt unserer Forschungen ist es zu früh, um mit weiteren Fakten für eine solche Annahme aufzuwarten, nicht zuletzt, weil erst zukünftige Abschnitte des Langzeitprojekts die Diversität im gesamten bisher bekannten Verbreitungsgebiet fokussieren. Fest steht, dass die Terrakotten innerhalb eines sehr großen Gebiets eine stilistische Einheitlichkeit aufweisen, die die Annahme einer „Kontrollinstanz“, die für deren Einhaltung notwendig war, nicht völlig abwegig erscheinen lässt.

Die Figuren haben wahrscheinlich verschiedenen Zwecken gedient. Dies lässt sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Ausführung (auf Gefäßen, als Miniaturen, Stabterrakotten, vollplastisch) und Fundzusammenhänge (in Gruben oder eindeutig deponiert) annehmen. Während einige die Verwendung im rituellen Kontext (beispielsweise *Utak Kamuan* und die „Stein-Topf-Befunde“) nahelegen und so auf ein entwickeltes religiöses System hinweisen, gibt es Figuren, die Krankheiten abbilden wie einen Tumor auf der Wange oder kleine (Janus-)Köpfchen mit einer Eintiefung anstelle des Halses, die offenbar Teil komplexer Gerätschaften waren. Unabhängig von der ehemaligen Funktion scheint die Zerstörung der Plastiken nach Gebrauch unabdingbar gewesen zu sein, denn im Gegensatz zu den prachtvollen Plastiken der Kunstliebhaber, finden wir nur stark verwitterte Fragmente, die sich nur in einem Fall zu einer

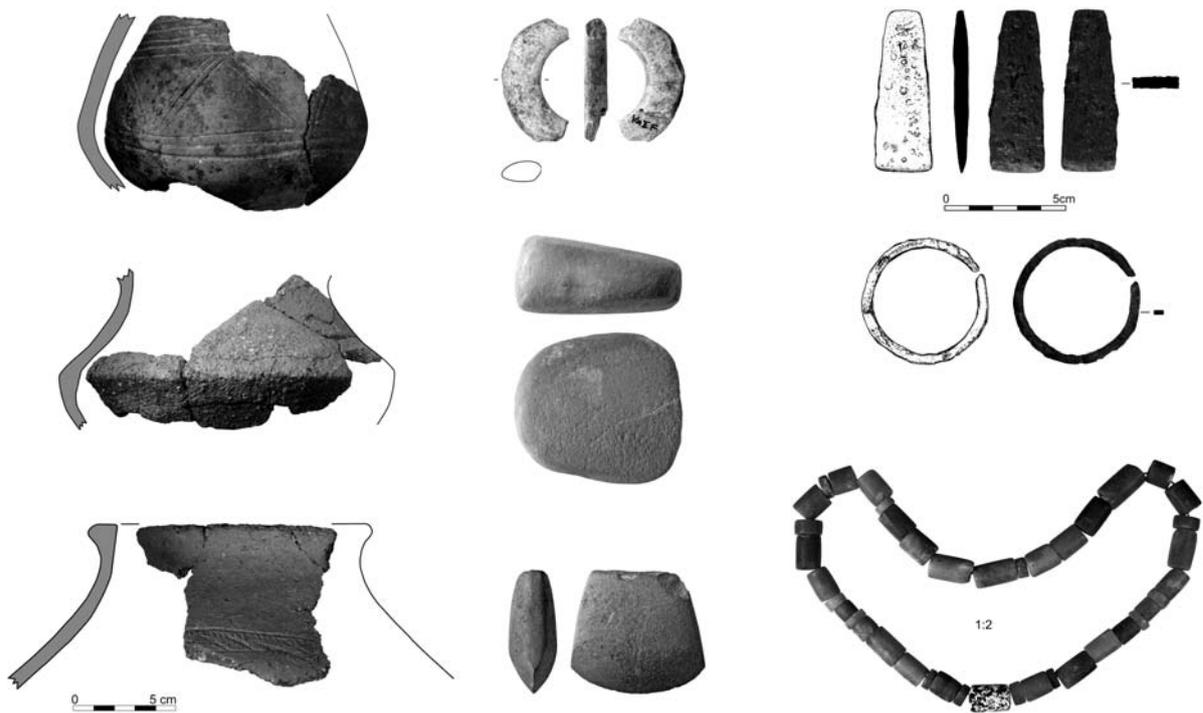


Abb. 6: Neben zahlreichen Fragmenten von Figuren sind Nokfundstellen reich an Funden aller Kategorien. Eisengeräte (rechts oben) kommen nur gelegentlich vor. Die Steingeräte entsprechen mit dem hohen Anteil an Mahlgeräten dem typischen Inventar bäuerlicher Gemeinschaften. Als Waffen oder Jagdgerät zu interpretierende Artefakte wie Pfeilspitzen wurden bisher nicht entdeckt. Auch schneidende Werkzeuge bleiben unbekannt.

kompletten Figur zusammensetzen ließen. Eine sichere Interpretation der Figuren bleibt spekulativ. Wen oder was stellen sie dar? Welchen Zwecken haben sie gedient? Und warum mussten sie zerstört werden? Im Moment lässt sich nur sagen, dass Fundzusammenhänge, Lagerungscharakteristika oder stilistische Merkmale und Größe auf mehrere Funktionen hinweisen. In jedem Fall waren die Kunstwerke bedeutender Teil des Alltags.

### **Keramik und Hüttenlehm**

Die formenreiche Keramik ist meist im oberen Drittel verziert. Charakteristisch für Nok-Keramik sind ebenfalls eine bis mehrere Rillen in der Gefäßlippe oder Innenranddekorationen. Während in den frühen Phasen vor allem Stichverzierungen vorherrschen, werden diese in den jüngeren Abschnitten zunehmend durch Abrolltechniken ersetzt (Abb. 6, links). Der für die Gefäße verwendete Ton ist von ähnlicher Textur wie der für die Skulpturen. Die Keramik und die Erstellung einer ersten Chronologie stehen derzeit im Mittelpunkt

einer Dissertation (G. Franke). Bisher lassen sich zeitlich drei Nokphasen – Early, Middle und Late Nok – unterscheiden.

An fast allen Nokfundstellen gibt es Hüttenlehm. Die bis zu fußballgroßen Lehmbrocken weisen Abdrücke von Flechtwerkstrukturen auf, sind aber nicht immer gebrannt wie mikromorphologische Analysen zeigten (freundl. Mittl. Dr. A. Roepke, Dr. C. Dietl, Goethe Universität). Manche Abdrücke zeugen von Stämmen mit zentimeterdickem Durchmesser und sind der einzige Hinweis auf Hauskonstruktionen. Generell kommt er allerdings zu selten vor, um weitere Rückschlüsse zuzulassen. Zudem werden die Stücke wie alle anderen Funde auch in den Gruben gefunden. Rekonstruktionen von Hausgrundrissen etwa sind dadurch unmöglich. Interessant sind erste Ergebnisse geochemischer Untersuchungen des Tons der für Keramik, Figuren oder den Hüttenlehm verwendet wurde. Während Gefäße und Hauskonstruktionen scheinbar aus lokalen Tonvorkommen gefertigt wurden, ist das für die Plastiken verwandte Rohmaterial sehr homogen. Fast so, als hätte man sich für deren Herstellung immer derselben Lagerstätten bedient. Im Rahmen einer Dissertation (C. Beck) werden derzeit große Mengen keramischer Objekte mit RFA-Analysen erfasst, um dieses Ergebnis zu verfeinern.

## **Steingeräte**

Steingeräte gehören nach Keramik und Terrakottafragmenten zur dritthäufigsten Fundkategorie in Nokfundstellen. Den Großteil machen dabei Mahlgeräte aus. Viele sind zerbrochen und scheinen auch so noch Verwendung gefunden zu haben. Die meisten Mahlsteine erreichen einen beträchtlichen Umfang von über 60 cm Länge und sind meist aus Quarz oder granitischen Gesteinen gefertigt. Häufig sind sie Teil der bereits beschriebenen Steinsetzungen (Abb. 3). Neben den allgegenwärtigen Mahlgeräten sind Beilklingen aus Ergussgesteinen, Steinperlen aus Kieselgesteinen, Steinkugeln oder Fragmente von Steinringen fester Bestandteil der Ausgrabungen (Abb. 6). Geeignetes Rohmaterial für alle Gerätetypen steht lokal an. Außer Sandstein, der sich im Fall der Mahlgeräte leicht durch Granit ersetzen lässt, sind nicht nur alle Gesteinstypen vertreten, sondern auch deren Untergruppen. Dies zeigt sich besonders bei den Perlen. Die meisten großen zylindrisch geformten Stücke sind aus hellen Quarzen und Chalzedon gefertigt. Für die Herstellung der kleineren standen auch Karneol, Amazonit oder Jaspis zur Verfügung. Auffällig ist, dass Pfeilspitzen aus Stein wie aus Eisen an Nokfundstellen völlig unbekannt sind. Auch Schneidewerkzeuge in Form geschlagener Steinartefakte kommen

nicht vor. Die Eisenobjekte können aufgrund ihrer geringen Anzahl kaum diese Funktionen übernommen haben.

### **Eisenobjekte**

Eisenobjekte sind extrem selten. In den über 60 Ausgrabungen sind gerade mal 13 Objekte geborgen worden. Die meisten sind nur bruchstückhaft erhalten oder stark korrodiert. Eine kleine Beilklinge und ein Eisenring (Abb. 6) sind die einzigen vollständigen Artefakte. Schlacken, Bruchstücke von Tuyeren und andere Relikte der Verhüttung kommen häufiger vor. In bisher vier Fällen stießen wir auf Schmelzöfen, die in die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends datieren. Meist sind es mehrere, die Durchmesser von mehr als einem Meter erreichen können. Von den Öfen ist nur der untere Teil erhalten. In einem Fall befanden sich im Inneren des Ofens Bruchstücke von *Tuyèren* sowie Nokscherben. Thermoluminiszenzdatierungen der Ofenwände sollen das frühe Alter bestätigen und präzisieren.

### **Der sozioökonomische Hintergrund der Nok-Kultur**

Knochen, Zähne oder andere organische Reste als wichtige Informationsquellen zur Wirtschaftsweise fehlen aufgrund der schlechten Erhaltungsumstände vollständig. Sie sind von keiner Nokfundstelle bekannt. Zum Glück haben sich große Mengen verkohlter Pflanzenreste erhalten, die belegen, dass neben der Nutzung wilder Ressourcen (*Canarium Schweinfurthii*) in Nok bereits eine Reihe Kulturpflanzen wie beispielsweise Hirse (*Pennisetum glaucum*) und Kuhbohne (*Vigna inguiculata*) angebaut wurden (Kahlheber et al. 2009). Die Häufigkeit ihres Vorkommens zeigt, dass es sich um versierte Bauern handelte, die die Ressourcen der Umgebung bestens zu nutzen wussten. Dies wird unterstrichen durch die außerordentlich hohe Siedlungsdichte. Auch, wenn anzunehmen ist, dass die Stellen nicht zur gleichen Zeit existierten, und wir noch nicht sicher sind, ob es sich bei den erfassten Stellen wirklich um einzelne Siedlungen handelt, so lässt sich in jedem Fall eine Besiedlungskontinuität von mehr als dreitausend Jahren feststellen. Dies deutet auf günstige und stabile Verhältnisse hin, die scheinbar sogar der Ressourcen verbrauchenden Eisenverhüttung Rechnung tragen konnten. Bis heute ist die Region fruchtbar, von mehreren Wasserläufen verschiedener Größe durchzogen und erlaubt den Anbau verschiedener Feldfrüchte und die Haltung von Haustieren. Auch wenn für die Anwesenheit letzterer wie von Wildtieren Belege fehlen, lässt sich aufgrund der großen Menge an Kulturpflanzen ein gewisser Wohlstand an-

nehmen, der als Voraussetzung für die Entwicklung neuer Technologien zu betrachten ist.

Die Zeit- und ressourcenintensive Eisenverhüttung wie auch die Herstellung kunstvoller Skulpturen kann nur von Spezialisten durchgeführt worden sein, die die für die Produktion beider Produkte komplexen Abläufe entwickeln und schließlich durchführen konnten. Die Entwicklung derart komplexer Herstellungsverfahren wie auch letztlich die Ausführung ist nur durch Spezialisten denkbar, die sich ausschließlich dieser Tätigkeiten widmen konnten. Dies bedeutet, dass diese Personen zumindest temporär nicht zum Lebensunterhalt beitragen konnten, sondern von der Gemeinschaft versorgt oder sogar bezahlt wurden für ihre Dienste.

## **Was wissen wir nun über die Nok-Kultur?**

Die Erforschung der Nok-Kultur steht in vieler Hinsicht noch am Anfang und unsere gegenwärtige Vorstellung ähnelt einem Puzzle, bei dem die entscheidenden Teile, die das Bild vervollständigen, noch fehlen. Die intensiven Prospektionen und Ausgrabungen haben uns dennoch Einblick in verschiedenste Aspekte der Nok-Kultur gegeben. Die reichen Überreste verschiedener Kulturpflanzen bezeugen eine intensive Feldwirtschaft, die eine gute Grundlage für die postulierte Bevölkerungsdichte war. Bis zu lebensgroße, gebrannte Tonplastiken wie auch die nokzeitlichen Relikte der Eisenverhüttung bescheinigen besondere Fertigkeiten, die wahrscheinlich von Spezialisten ausgeführt wurden. Auch wenn die Funktion der Terrakotten noch nicht abschließend geklärt werden kann, steht doch fest, dass sie fester Bestandteil des Alltags waren und einige mit Sicherheit im Rahmen eines entwickelten Ritualsystems benutzt wurden (z. B. *Utak Kamuan*). Die Eisensfunde sind ein klarer Beleg, dass die Herstellung von Eisen bekannt war, jedoch noch sehr zurückhaltend eingesetzt wurde, wie die nur gelegentlich vorkommenden Artefakte zeigen. Derzeit lässt sich die Frage, ob es sich bei der Nok-Kultur um eine komplexe Gesellschaft gehandelt hat, nicht beantworten. Es lässt sich jedoch feststellen, dass vor dem Hintergrund technologischer Neuerungen, einem funktionierenden Agrarsystem und einer entwickelten Ritualkultur die Nok-Kultur am Anfang der Entstehung komplexer Gesellschaftsstrukturen stehen könnte.

## Literatur

ADEFOLALU 2003: A. Adefolalu, Climate. In: O. Obasanjo (Hrsg.), Atlas du Nigéria (NC: Jaguar 2003) 62–65.

BREUNIG et al. 2006: P. Breunig/B. Eichhorn/S. Kahlheber/V. Linseele/C. Magnavita/M. Posselt/K. Neumann/N. Rupp, G(l)anz ohne Eisen. Große Siedlungen aus der Mitte des 1. Jahrtausends BC im Tschadbecken von Nordost-Nigeria. In: H. P. Wotzka (Hrsg.), Grundlegungen. Beiträge zur europäischen und afrikanischen Archäologie für Manfred K. H. Eggert (Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag 2006) 255–270.

BREUNIG 2009: P. Breunig, Die früheisenzeitliche Nok-Kultur in Zentral-Nigeria, Westafrika. Neues archäologisches Langfristprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Archäologisches Nachrichtenblatt 14 (4), 2009, 341–360.

BREUNIG/RUPP 2010: P. Breunig/N. Rupp, Outline of a new research project on the Nok Culture of Central Nigeria, West Africa. Nyame Akuma 73, 2010, 46–54.

EARLE 2002: T. Earle, Bronze Age Economics (Oxford 2002).

KAHLHEBER et al. 2009: Kahlheber/A. Höhn/N. Rupp, Archaeobotanical Studies at Nok sites: An Interim Report. Nyame Akuma 71, 2009, 2–17.

FAGG 1990: B. Fagg, Nok terracottas (Lagos 1990<sup>2</sup>).

FAGG 1968: B. Fagg, The Nok Culture: Excavations at Taruga. The West African Archaeological Newsletter 10, 1968, 27–30.

FAGG 1969: B. Fagg, Recent work in West Africa. New light on the Nok Culture. World Archaeology 1 (1), 1969, 41–50.

FAGG 1972: A. Fagg, A preliminary report on an occupation site in the Nok valley, Nigeria: Samun Dukiya, AF/70/1. West African Journal of Archaeology 2, 1972, 75–79.

JEMKUR 1992: J. Jemkur, Aspects of the Nok Culture (Zaria: Ahmadu Bello University Press 1992).

RUPP et al. 2005: N. Rupp/J. Ameje/P. Breunig, New studies on the Nok Culture of central Nigeria. Journal of African Archaeology 3 (2), 2005, 283–290.

RUPP 2010: N. Rupp, Beyond art. Archaeological studies on the Nok Culture, central Nigeria. In: P. Allsworth-Jones (Hrsg.), West African archaeology, new developments, new perspectives. BAR International Series 2164 (Oxford: Archaeopress 2010) 67–78.

RUPP et al. 2008: N. Rupp/P. Breunig/S. Kahlheber, Exploring the Nok

enigma. Antiquity Project Gallery 2008

[URL: <http://www.antiquity.ac.uk/ProjGall/kahlheber/index.html>].

TYLECOTE 1975a: R. Tylecote, The origin of iron smelting in Africa. *Westafrikan Journal of Archaeology* 5, 1975, 1–9.

TYLECOTE 1975b: R. Tylecote, Iron smelting at Taruga, Nigeria. *Journal of Historical Metallurgy* 9 (2), 1975, 49–56.

*Dr. Nicole Rupp*

*Johann Wolfgang Goethe-Universität*

*Institut für Archäologische Wissenschaften, Abt. Vor- und Frühgeschichte*

*Archäologie und Archäobotanik Afrikas*

*Grüneburgplatz 1*

*D-60323 Frankfurt a. M.*

*n.rupp@em.uni-frankfurt.de*

# Ein Oppidum – viele Perspektiven: Manching im Fokus neuerer Feldforschungen

*Holger Wendling*

## Geophysikalische Prospektion im Innenraum des Oppidums

Das von den Resten einer ehemals 7 km langen Mauer umgebene Oppidum von Manching (Bayern), dessen Erforschung so eng mit dem Wirken der Römisch-Germanischen Kommission (RGK) des Deutschen Archäologischen Instituts verknüpft ist, darf zu Recht als Kulturdenkmal europäischen Ranges bezeichnet werden. Seit annähernd 60 Jahren wurden immer wieder unterschiedlich dimensionierte Areale seiner 380 ha messenden Innenfläche, meist aufgrund konkreter Gefährdung durch Baumaßnahmen, archäologisch untersucht und die dabei gewonnenen Daten und Erkenntnisse zu einem aussagekräftigen Bild spätkeltischer Stadtkultur geformt.<sup>1</sup> Zwar konnten durch einige großräumige Grabungskampagnen in der sogenannten „Zentralfläche“, den Straßengrabungen der Süd- und Nordumgehung, im Gewann „Altenfeld“ und in der südlichen Peripherie der Anlage Erkenntnisse über die innere Gliederung des Oppidums und seine Bebauungsstruktur gewonnen werden, letztlich blieben die sich dabei abzeichnenden Muster jedoch auf bestimmte Areale begrenzt. Im Jahr 2008 begann die RGK geophysikalische Messungen durchzuführen, die vor allem eine strukturelle Verknüpfung der im Innenraum streuenden Grabungsflächen zum Ziel haben. Insgesamt wurden mit freundlicher Unterstützung des Marktes Manching, der WTD 61 der Bundeswehr und nicht zuletzt Dank des großen Entgegenkommens und Verständnisses der Grundeigentümer und Pächter bislang ca. 100 ha im Zentrum, aber auch in Randlage und im direkten Vorfeld der Befestigung analysiert (Abb. 1). Zum Einsatz kamen GPS-gekoppelte Mehrkanalmesssysteme mit parallel montierten Fluxgate-Sonden, die die Aufnahme großer Flächen in verhältnismäßig kurzer Zeit erlaubt.

---

<sup>1</sup> Einen Überblick über die Geschichte der Manchinger Latènesiedlung gibt Sievers 1999; 2007. Zur Forschungsgeschichte s. Reinecke 1950; Sievers 2002; Sievers/Wendling i. Dr.

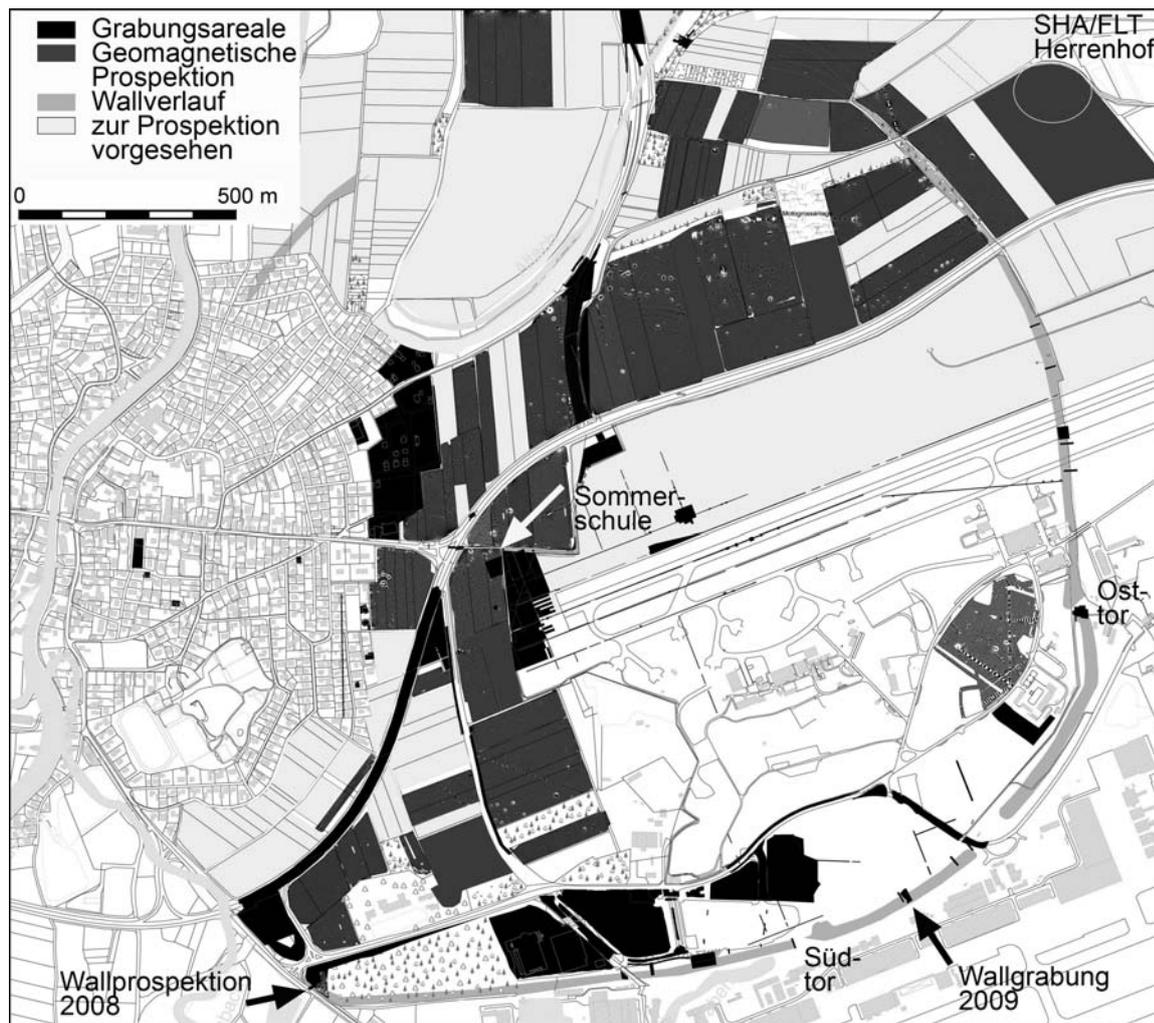


Abb. 1: Manching. Katasterplan des Oppidumareals und der unmittelbaren Umgebung mit eingetragenen Wallverlauf, Grabungs- und Prospektionsflächen sowie zur Prospektion vorgesehenen Zonen.

Wurden bereits früher die in den Grabungsarealen „Zentralfläche“ und „Südumgehung – Nord“ ergrabenen linearen Strukturen virtuell miteinander verbunden und hierdurch der Wege- und Straßenverlauf rekonstruiert (Abb. 2) (Sievers 2000/01), lassen sich durch die geophysikalische Prospektion Trassen über weite Strecken gesichert verfolgen und differenzieren (Wendling 2008). Eine die Mitte der Zentralfläche bogenförmig querende, befundfreie Zone setzt sich gerade nach Westen fort, wo sie im Grabungsbefund und der westlich anschließenden Prospektionsfläche durch ein ca. 180 m langes Gräbchen begleitet wird (Abb. 2.1). Neben Grubenarealen sind dort deutlich weitere, teilweise orthogonal oder parallel zueinander verlaufende, Gräbchenstrukturen zu erkennen, die als Parzellierungs-, Zaun- oder Drainagegräbchen in-

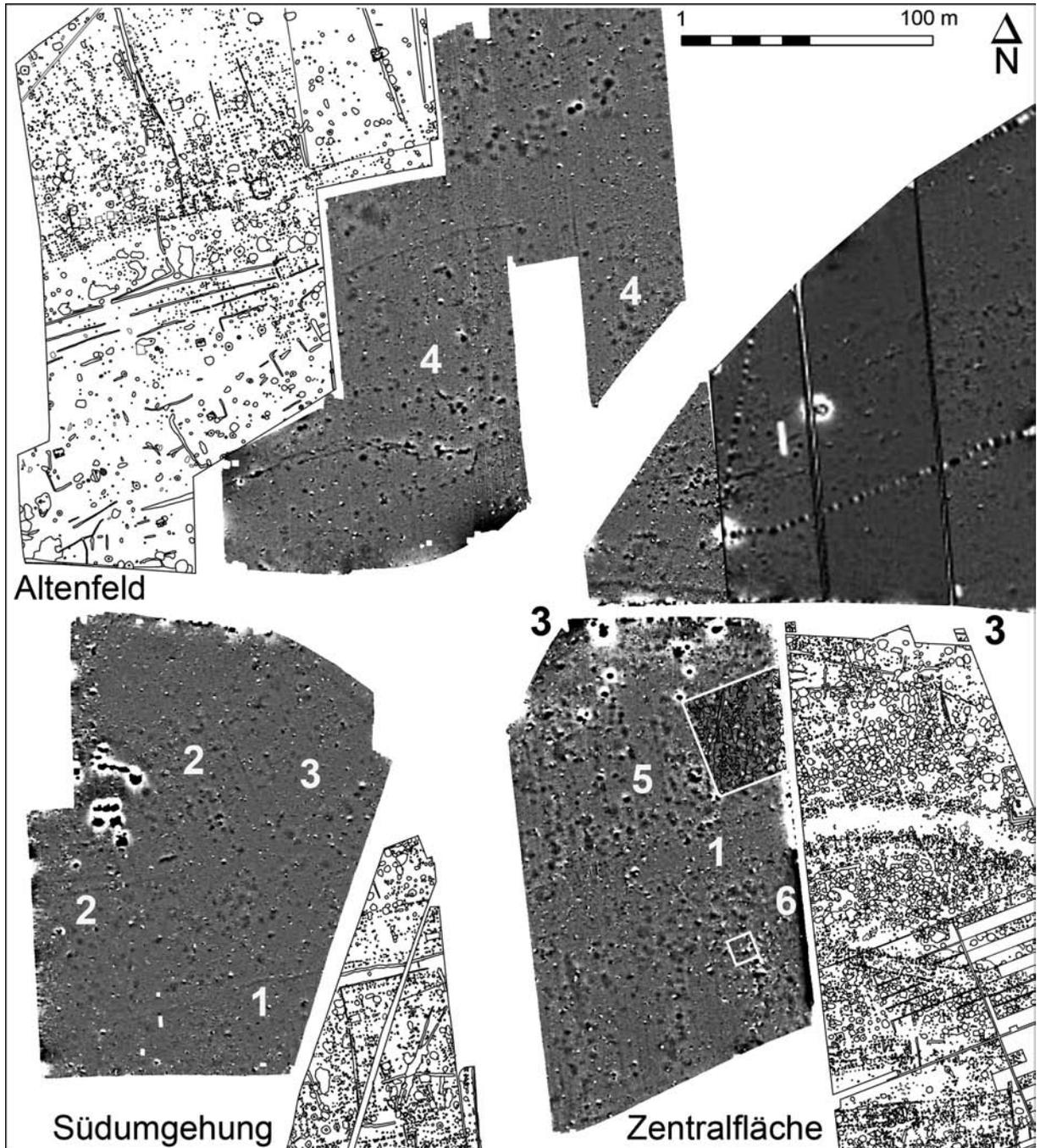


Abb. 2: Manching. Zentralbereich des Oppidums mit Grabungsarealen und anschließenden geomagnetischen Prospektionsflächen.

terpretiert werden können (Abb. 2.2). Ferner scheint sich ein weiterer Streifen geringerer Befunddichte abzuzeichnen, der parallel zu der eingangs erwähnten bogenförmigen Straße verläuft und auch in der östlichen Messfläche und der Zentralfläche eine kurvenförmige Fortsetzung findet (Abb. 2.3). Östlich an das Grabungsareal „Altenfeld“ anschließend zeigen sich die dort aufgedeckten archäologischen Strukturen auch im geomagnetischen Messbild: Gräbchen, befundfreie Straßentrassen und Grubenfelder. Die Ähnlichkeit der Grabungsbefunde und Anomalien im südlichen Bereich zeigt, dass sich das „Handwerkerviertel“ weiter nach Osten fortsetzte (Abb. 2.4). Im Norden der östlichen Messfläche fallen neben dipolartigen modernen Strukturen – Mannlöchern und MG-Nestern des Zweiten Weltkrieges – die zahlreichen positiven Grubenanomalien auf, die das durch die Grabung gewonnene Bild einer intensiven Siedlungstätigkeit untermauern und deren lineare Anordnung die antike Parzellierung widerspiegelt (Abb. 2.5). Entlang eines verlandeten Bachlaufs, der sich wiederum im Grabungsplanum und im geomagnetischen Bild abzeichnet, führte ein weiterer Weg durch das Oppidum (Abb. 2.6). Nach Süden hin lässt die Dichte der Grubenbefunde allmählich nach; bis auf einige Gräbchenverläufe setzen sich lediglich moderne Störungen gegen das flächige magnetische „Hintergrundrauschen“ ab. Das Fehlen jeglicher Grabenbefunde in der Peripherie der Innenfläche überrascht, würde man doch analog zur Situation in östlich und westlich gelegenen Grabungsarealen eine stärker strukturierte Siedlungs- oder Nutzfläche erwarten. Hier scheint das Messbild aufgrund spezifischer pedologischer und hydrologischer Verhältnisse und messtechnischer Einschränkungen nicht die unterirdische Realität abzubilden. Anscheinend ist die Sichtbarkeit von Strukturen im Bereich der sogenannten Kulturschicht deutlich besser. Gruben, die in die Kulturschicht eingetieft sind, zeichnen sich als positive Anomalien ab, wohingegen die durch die jüngere Ablagerung überdeckten Strukturen nur als schwache „Schatten“ wahrzunehmen sind.

## **Viereckschanzen und Herrenhöfe – Geomagnetik im Umland**

### **Manchings**

Neben der Prospektion der Innenfläche des Oppidums wurden mehrere Areale in seinem weiteren Umfeld geophysikalisch untersucht. Besonders in seinem östlichen Vorfeld wurde die Identifikation von mehreren durch Luftbilder nachgewiesenen ur- und frühgeschichtlichen Strukturen angestrebt (Wendling 2010). Die Bewuchsmerkmale einer spätkeltischen Viereckschanze fin-

den sich nur 200 m östlich des Manchinger Walles nördlich der B 16 (Irlinger 1994, 286; 302). Bei nordsüdlicher Ausrichtung wird ihre südöstliche Ecke vom Asphalt der modernen Straße überdeckt. Die schmalen Gräbchen bilden ein Rechteck von 75 × 60 m, das zwischen Gewässeraltarmen liegt und vor allem im Süden von Bombentrichtern des Zweiten Weltkriegs begleitet wird. Spuren einer Grabenunterbrechung, der Wallschüttung oder der Innenbebauung zeichnen sich weder im Luftbild noch im LiDAR-Oberflächenmodell ab. Die magnetische Prospektion des Areals konnte den Luftbildbefund leider ebenfalls nicht bestätigen: Trotz des weit bemessenen Untersuchungsareals sind weder Spuren der Umwehrung noch ihrer Innenbebauung oder der benachbarten Gewässerläufe zu erkennen. Vermutlich erzeugt das gemeinhin geringe Fundaufkommen in Gräben und Befunden der Viereckschanzen keine innerhalb des Messbereichs detektierbaren Anomalien. Außerdem scheinen das kiesig-sandige Anstehende der Schotterterrasse, der hohe und zudem häufig schwankende Grundwasserpegel und hierdurch hervorgerufene großflächige Eisenoxidausfällungen zu einer Verschleierung archäologischer Strukturen zu führen. Wie auch in peripheren Messarealen innerhalb des Oppidums zeigt sich einmal mehr, dass zweifelsfrei vorhandene archäologische Strukturen durch die Charakteristika der lokalen Geologie und Hydrologie im Magnetogramm erheblich gestört oder dem Blick vollkommen entzogen sein können. Die dergestalt zu Tage tretenden Schwierigkeiten bzw. Defizite einzelner Prospektionsmethoden offenbaren die Bedeutung, die der Kombination verschiedener Analyseverfahren für die Identifikation und Interpretation oberflächlich kaum mehr sichtbarer archäologischer Befunde zukommt.

Eine solche Identifikation gelang wenige Meter weiter nördlich unmittelbar neben der Verbindungsstraße zwischen Manching und Lindach im Gewann „Am Kirchenweg“. Schon 1992 wurden beim Straßenbau dort Gruben und Pfostengruben sowie zwei rundlich verlaufende Grabensegmente aufgedeckt (Burmeister/Weski 1992). Gemäß ihrer typischen Form und der in sie eingelagerten Keramik sowie nach Analyse von Luftbildern hielt man die Gräben für Bestandteile eines späthallstatt-/frühlatènezeitlichen Herrenhofes. Der östliche, mit zahlreichen Funden und Holzkohlefragmenten durchsetzte äußere Graben war rund 90 cm, das westliche Grabensegment in Form eines Spitzgrabens bis zu 2,4 m breit. Über die exakte Ausdehnung des Grabenwerkes und seine topografische Position konnten damals allerdings nur sehr vage Informationen gewonnen werden. Durch großflächige geomagnetische Prospektionen wurde dieses vorläufige Bild erheblich erweitert und das Bodendenkmal

detaillierter erfasst (Abb. 3) (Wendling 2010). Die Gesamtanlage erstreckt sich mit Seitenlängen von bis zu 75 m über eine Fläche von 5175 m<sup>2</sup>. Die trapezoide Form wird durch die anscheinend leicht verkürzte, 63 m lange Ostseite hervorgerufen. Die Doppelgräben verlaufen mit einem regelmäßigen Abstand von rund 4 m zueinander, können jedoch an der Nordseite und im südwestlichen Bereich im Messbild nur schwer in Richtung und Lage identifiziert und differenziert werden. In der Mitte der Westseite sind beide Umfassungen im mutmaßlichen Zugangsbereich durch ein eingetieftes Quersegment verbunden. Parallel zum östlichen Außengraben ist in 10 m Abstand ein weiteres, sehr schwaches magnetisches Signal auszumachen, das den Rest eines dritten Ringgrabens anzeigen könnte. Zwei starke Dipole, die exakt im Verlauf des südöstlichen Innengrabens zu liegen kommen, könnten von eisernen Objekten herrühren, die im Graben deponiert wurden – kein allzu außergewöhnliches Phänomen in eisenzeitlichen Einfriedungen. Freilich kann bei der großen Zahl der über das Messfeld streuenden Dipole auch eine rein zufällige Überlagerung vollkommen unabhängiger Erscheinungen vorliegen. Ein von der Anlage nach Norden bzw. Nordwesten abzweigendes grabenartiges Bewuchsmerkmal könnte einen Annexbereich markieren. Leider war in diesem Areal keine magnetische Prospektion möglich.

In der ca. 3440 m<sup>2</sup> großen Innenfläche fällt ein durch lineare Anomalien abgegrenzter, 21 x 13 m großer Bezirk in der nordwestlichen Ecke auf. Eine in der Magnetik und im Luftbild zu erahnende Fortsetzung des mutmaßlichen Gräbchens nach Osten offenbart eine weitere interne Gliederung des Herrenhofes. Kleine punktförmige Anomalien innerhalb des rechteckigen Areals können Pfostenstellungen eines Gebäudes darstellen. Eine Konzentration weiterer kleiner Anomalien im Nordosten mag einen weiteren Hausstandort anzeigen. Sie sind jedoch wie zahlreiche andere magnetische Signale weder zweifelsfrei als archäologischer Befund anzusprechen, noch zu einem konkreten Plan zu ergänzen. Größere positiv magnetische Resonanzen im selben Bereich und entlang der Westseite scheinen Gruben oder Grubenhäuser zu kennzeichnen, die dagegen im gesamten südöstlichen Innenraum auffällig selten sind. Eine langgezogene, NNW-SSO verlaufende Anomalie kann momentan nicht näher bestimmt werden, dürfte aber wie eine große Struktur im Außenbereich geologischen Ursprungs sein. Außerhalb der Doppelgrabenanlage zeigen sich zahlreiche weitere mutmaßliche archäologische Befunde als magnetische Anomalien, die eine dichte Besiedlung auch außerhalb des Herrenhofes nahelegen. Besonders in seinem nordwestlichen Vorfeld bezeugen mehrere groß-

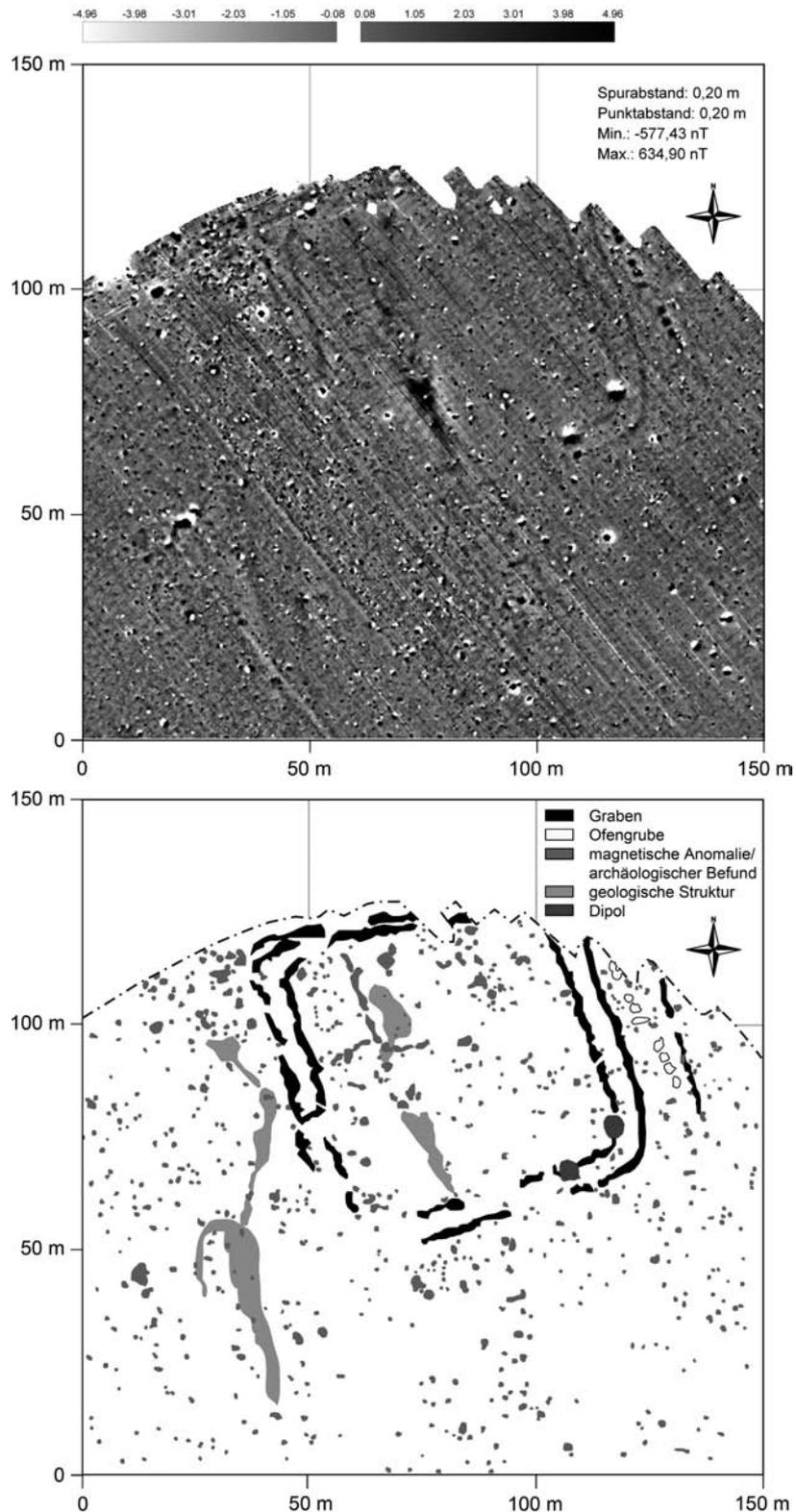


Abb. 3: Manching. Geomagnetisches Messbild und digital geführter Plan des späthallstatt-/frühlatènezeitlichen Herrenhofes „Am Kirchenweg“. – 16-Kanal-Fluxgate-Magnetometer FGM 650 B, Dynamik  $\pm 5\text{nT}$  in 256 Graustufen, Sondenabstand 25 cm, Messintervall 1s, interpoliert auf 20 x 20 cm.

flächige Strukturen eine intensive Nutzung. Ein Hausgrundriss könnte sich in Form linear und orthogonal aufeinander folgender Anomalien mutmaßlicher Pfostengruben vor dem südlichen Außengraben abzeichnen. Schließlich fallen neun große Befunde auf, die in einer grob zur Ostseite parallelen Reihe angeordnet sind. Bei ihnen dürfte es sich um regelhaft gruppierte handwerkliche Einrichtungen wie Öfen oder „Feuergruben“ handeln, die in derselben Art auch in anderen hallstattzeitlichen Siedlungen, beispielsweise in Velberg, Lkr. Neumarkt i. d. Opf. oder Beilngries, Lkr. Eichstätt belegt sind (Berg-Hobohm 2005; Raßhofer 2002). Eine Deutung als aneinandergereihte Elemente ganzer Ofenbatterien wird ferner durch das Auftreten von Schlacke und verbrannter Keramik im benachbarten äußeren, stark holzkohlehaltigen Grabenabschnitt gestützt.

Das LiDAR-Oberflächenmodell offenbart die hervorragende topographische Lage direkt am Ufer einer alten Donauschleife auf einer runden Erhebung, die die umgebende Schotterterrasse um rund 1 m überragt. Sie trägt zweifellos auch zur besseren Erhaltung bzw. magnetischen Sichtbarkeit des Denkmals bei, was wiederum die oben vertretene Deutung unterschiedlicher Erhaltungsbedingungen im Inneren des Oppidums stützt. Hierdurch der allfälligen Hochwassergefahr der in der Antike unmittelbar nördlich mäandrierenden Donau entzogen, dominierte der Siedlungsplatz das südlich anschließende Agrarland (vgl. Berg-Hobohm 2005, 169). Daneben dürfte die ausgezeichnete geographische Lage im Umfeld wichtiger überregionaler Verkehrswege, die auch für das später entstehende Oppidum von entscheidender Bedeutung waren, die hallstattzeitliche Siedlungsaktivität begünstigt haben. Ihre wirtschaftliche Substanz wird durch Funde illustriert, die im Inneren der nachmaligen spätlatènezeitlichen Stadt gefunden wurden. Möglicherweise stehen ein eisernes Schwertfragment, eine Rippenziste sowie hallstatt- und frühlatènezeitliche Fibeln mit dem „Am Kirchenweg“ gelegenen Herrenhof in Zusammenhang (Krämer/Schubert 1970, 21; Sievers 1992, 139; 2007, 22). Eventuell kann man in ihm eines der Zentren ausmachen, aus denen sich in einem Prozess der Siedlungskonzentration während der Früh- und Mittelatènezeit der rund 1,3 km südöstlich gelegene Kern der spätkeltischen Großsiedlung herausbildete. Die Herrenhöfe und ältereisenzeitlichen Siedlungsstellen im weiteren Umland reihen sich gleichsam wie an einer Schnur am alten Lauf der Donau. In 2,4 km Entfernung befinden sich hallstattzeitliche Grabenverläufe in der südlichen Peripherie des späteren Oppidums (Hüssen/Leicht 2002). Im Westen folgt die nächstgelegene Anlage nur 7 km entfernt in Oberstimm

(Berg-Hobohm 2005, Nr. 36). Von dort misst die Entfernung zum donauaufwärts gelegenen Herrenhof von Zuchering weitere 3 km (Windheuser 2010). Ob sich aus den Distanzangaben ein weiterer Hof zwischen der Anlage in Oberstimm und dem neu prospektierten Herrenhof östlich von Manching rekonstruieren lässt, ist indes spekulativ. Im Osten bis Südosten finden sich die Herrenhöfe von Vohburg-Rockolding und die beiden Anlagen von Geisenfeld-Schillwitzried in rund 6 km bzw. 7,5 km Entfernung (Berg-Hobohm 2005, Nr. 34.35.37). Jene wiederum wahren eine Distanz von 3,5 km zueinander. Im Umfeld der letztgenannten Anlagen liegt zudem – wiederum etwa 7 km östlich der Manchinger Grabenanlage – das reiche hallstattzeitliche Grab von Ilmendorf (Claßen/Wiedmann/Herzig 2009). Die gleichförmig anmutende Verbreitung der Herrenhöfe könnte für eine regelmäßig horizontal gegliederte Siedlungslandschaft sprechen, bei der die Herrenhöfe als Gebietsmittelpunkte kleinerer landwirtschaftlicher Territorien fungierten.

## **Der Blick ins Innere – Geophysik am Manchinger Wall**

Am südwestlichen Ausläufer des obertägig erhaltenen Walles wurden geomagnetische und geoelektrische Prospektionen sowie Bodenradarmessungen durchgeführt (Wendling 2008, 56 f.). Dabei wurden über die aus früheren Analysen und Ausgrabungen bekannte Schichtung des Wallkörpers hinaus aussagekräftige Details der Wallkonstruktion ersichtlich. Eindeutig zeichnet sich im Bodenradar in einer umgerechneten Tiefe von 1,0–1,5 m unter der Wallkrone dessen Front und die Pfostengruben der Pfostenschlitzmauer ab (Abb. 4.1) . Der Entwässerung der Wallanschüttung diene möglicherweise ein rückwärtig im Abstand von 20 m parallel zur Mauerfront gelegenes, 1,0 m breites Gräbchen, das rund 2,5 m unter Niveau der Wallkrone sichtbar wird (Abb. 4.2). Da seine südliche Flanke laut Radarprofil höher als die nördliche liegt, könnte es nach Aufschüttung des Wallkörpers entlang seines Fußes eingetieft worden sein. Denkbar ist auch eine Funktion als Fundamentgräbchen einer hölzernen Versteifung oder Stützwand, die ein Nachrutschen der Wallanschüttung verhindern sollte. Ein weiterer, ca. 1,5 m breiter, nicht parallel zur Mauerfront verlaufender Graben befindet sich unterhalb der Wallschüttung; möglicherweise handelt es sich um das Relikt einer Palisade, die das Siedlungsareal vor dem Bau des Walles begrenzte (Abb. 4.3).

Stark magnetische, 2,5–3,0 m große Kreisanomalien sind Zeugen der nachkeltischen Nutzung des Walles, bei der in römischer Zeit die Steine der Mauer vor Ort zu Kalk gebrannt wurden (Abb. 4.4). Die Menge und Regelmäßigkeit

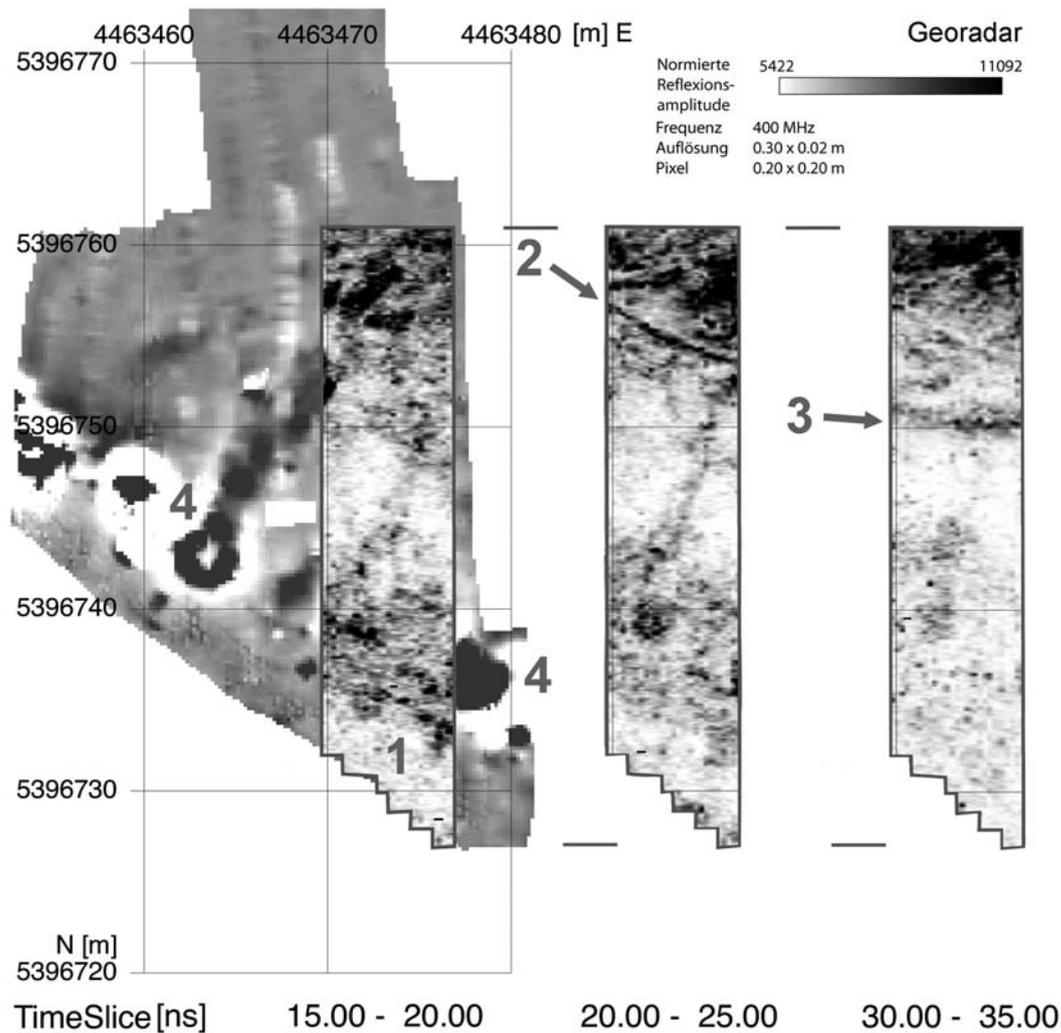


Abb. 4: Manching. Geomagnetisches Messbild und Bodenradarmessung am südwestlichen Wallabschnitt.

der Öfen lässt die Intensität der Materialbeschaffung erahnen. Eine Interpretation der nach Norden weisenden linearen Ausläufer der Kreisanomalien als Schür- oder Beschickungskanäle konnte durch Ausgrabungen bestätigt werden (Köppen/Leicht 2009).

### Neue Erkenntnisse zur Konstruktion der Manchinger Stadtmauer

Ist der ursprünglich bis zu sieben Kilometer lange Wall des Manchinger Oppidums im Norden und Osten seines Verlaufs oft nur als flache Erhebung in Luftbildern oder digitalen Geländemodellen zu erkennen, so zeigt er sich im Süden und Südosten auf weiten Strecken als beeindruckendes, obertägig sichtbares Bodendenkmal. Indes ist er auch hier durch zahlreiche, vornehmlich seit den 1930er Jahren getätigte Baueingriffe vielfach unterbrochen und

in seinem Bestand beeinträchtigt. Unter anderem wurde 1937 ein rund 10 m breites Wallsegment 200 m östlich des Südtores beim Bau eines Drainagekanals entfernt und lediglich skizzenhaft dokumentiert.

Diese existierende Walllücke wurde im Frühjahr 2009 aufgrund anstehender Infrastrukturmaßnahmen der Firma EADS nach Osten erweitert. Dabei wurde der Aufbau des lokalen Wallbereichs in zwei Großprofilen und diversen Plana umfassend archäologisch dokumentiert; eine intensive geomorphologische Probenentnahme und mikromorphologische Analysen ergänzen die archäologische Befundinterpretation. Neben den Spuren des alten Walldurchstiches hatte sich der Wall bis in eine Höhe von rund 2,5 m über der modernen Humusoberfläche erhalten. Die rückwärtig an die Kalksteinmauer angeschüttete Erdrampe offenbarte eine komplexe Stratifizierung, die auf Details des Bauvorganges schließen lässt. Unter der als horizontales graues Band unter dem Wall konservierten spätlatènezeitlichen Geländeoberfläche ließen sich neben älteren, verlandeten Feuchtbodenbereichen und Wasserrinnen einige flache, schwarzbraun verfüllte Gräbchen- und Grubenstrukturen ausmachen. Ihr Alter kann mangels eingelagerter Funde momentan allerdings nicht näher eingegrenzt werden.

Oberhalb der antiken Oberfläche zeigten sich zunächst mehrere sukzessiv aufgebrauchte Sandhaufen, die aufgrund des anmoorigen, z. T. plaggenartig eingeregelteten Oberbodenmaterials wohl in unmittelbar benachbarten Flächen im rückwärtigen Bereich der Fortifikation abgegraben wurden. Über die basalen Bereiche der Rampe zieht eine an die ehemalige Mauerrückseite anbindende weitgehend homogene, stark verdichtete Schicht, die von Norden steil ansteigt und nach Süden eine ca. 4–5 m breite, konkave Plattform bildet. Durch die gewissermaßen als Widerlager dienende Basis sollte ein Abrutschen der schräg aufliegenden, zur Mauer hin ansteigenden Sandstraten der oberen Wallschüttung verhindert werden. Letztlich wurde der in das Siedlungsinere weisende Rampenbereich durch unregelmäßige, teils mächtige Sandanschüttungen hinterfangen, die die Rampenbreite auf 12 m erhöhten. Den obersten Abschluss des im mediterranen Raum als *agger* bezeichneten Erdwerkes im Rücken der ersten Mauerbauphase bildet eine dünne Deckschicht, deren Verlängerung eine Rekonstruktion des Kronenniveaus des *murus Gallicus* bei ca. 3,5–4,0 m gestattet. Hierüber hinweg ziehende, wohl durchgehend vom Rampenfuß bis zur Mauerkrone reichende, mächtige Sand- und Kiesschichten unterhalb des rezenten Waldbodens sind Zeichen des Ausbaus der Rampe im Zuge der Mauerbauphasen 2 und 3, in denen sie nunmehr eine Breite von

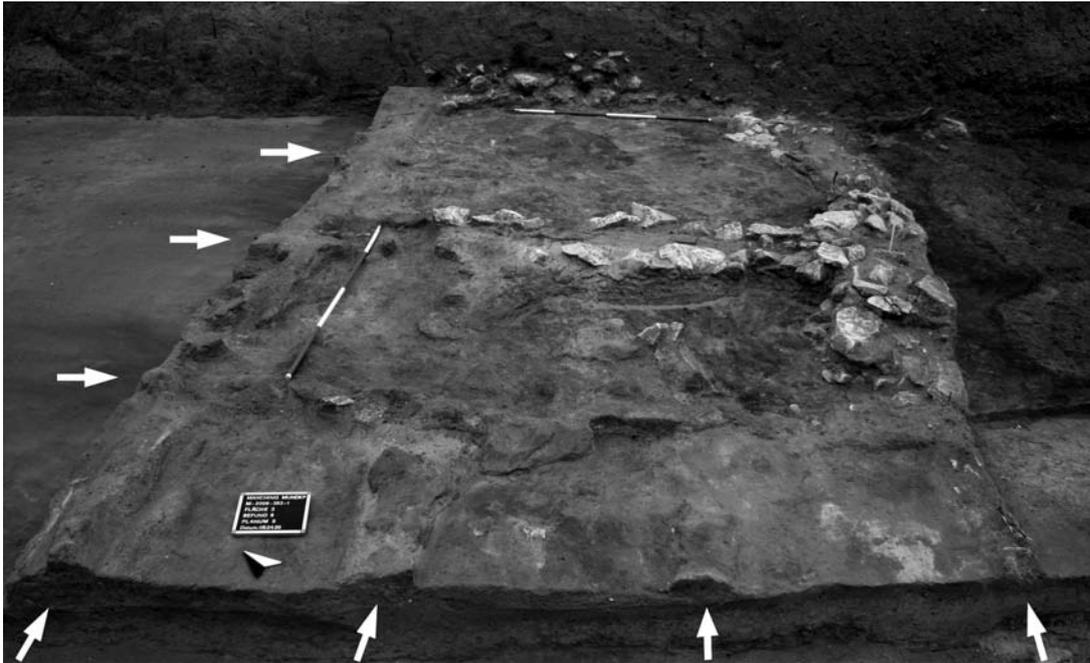


Abb. 5: Manching „Ehemaliges Munitionsgelände 2009“. Ansicht des *muris Gallicus*-Verlaufes von Westen mit vier Längsbalkenzügen. Rechts sind Reste der Frontverschalung, am rechten Bildrand etwas heller verfüllte Pfostengruben der Mauerbauphasen 2 und 3 zu erkennen.

14–15 m einnahm. Die Anhebung der Rampenoberfläche legt eine gleichzeitige Erhöhung der Pfostenschlitzmauern jener Phasen auf mindestens 4,5 m über das antike Oberflächenniveau nahe – bereits ohne die anzunehmende, bis zu 1,5 m hohe Brustwehr und den bereits während der Latènezeit als Annäherungshindernis dienenden heutigen Riedelmoosgraben zweifelsohne ein effektives Bollwerk.

Neben der fortifikatorischen Wirksamkeit macht bereits Iulius Caesar mit den Worten „opus deforme non est“ auf die ästhetische Wirkung spätkeltischer Befestigungskunst aufmerksam, die er während seiner militärischen Kampagnen in Gallien antraf. Wenngleich von der Frontverblendung des *muris Gallicus* nur noch drei bis vier Lagen behauener, liegend oder stehend gesetzter Kalksteinquader vorhanden sind, fällt doch die Akkuratess der Ausführung auf.

Die unterste Gitterlage des Balkengerüsts zeichnete sich als kompakte graue Verfestigung deutlich im Planum ab, lag allerdings nicht, wie andernorts in Manching nachgewiesen, auf einem Steinplattenfundament auf (Abb. 5). Vielmehr wurde der wallparallele Frontbalken, etwa um Höhenunterschiede auszugleichen, in einem schmalen Gräbchen im antiken Oberboden verlegt.

Die im Abstand von jeweils rund 1,2 m parallel angeordneten weiteren Längsbalkenzüge und das zwischen sie eingebrachte, rudimentär erhaltene Füllmaterial aus Kalkbruchsteinen wurden dagegen auf einem bis zu 15 cm mächtigen Fundament feiner Sandstraten aufgebracht, die wohl der Entstehung von Staunässe entgegenwirken und Bodenfeuchte verringern sollten.

Mit insgesamt vier Längsbalkenzügen wurde ein weiteres Novum im Spektrum der mittlerweile vielfältigen Manchinger *murus Gallicus*-Konstruktionen aufgedeckt (Abb. 5). Im Norden und Osten sind jeweils drei, in dem 2003 ergrabenen Teilstück gar nur zwei Längsreihen der untersten Balkenlage nachgewiesen (Köhler/Maier 1992; Sievers 2010; Sievers/Mehler 2003; van Endert 1987, 33 ff.). Die unterschiedlichen Architekturkonzepte zeigen die Fähigkeit der spätkeltischen Baumeister, eine Vielzahl pragmatischer technischer Lösungen für die speziellen Bedürfnisse unterschiedlicher hydro- und topographischer Situationen zu finden. Überdies ist es denkbar, die verschiedenen Konstruktionsprinzipien dem Werk unterschiedlicher Bauhütten oder Bauherren zuzuschreiben – versprach die Komplexität und Monumentalität mutmaßlich von einzelnen Familien oder Sippen beauftragter Bauabschnitte doch sicherlich Ansehen und Prestige.

Die erhaltenen Reste der *murus Gallicus*-Fassade sind nach außen verkippt und konservieren dergestalt sehr anschaulich die Verfallsprozesse, die die Renovierung des ältesten, wohl um 130/120 v. Chr. errichteten Mauerwerks in Form einer Pfostenschlitzmauer notwendig machten. Hierzu wurden in einer ersten Erneuerungsphase 0,5–1 m vor der bisherigen Front mächtige Pfosten in Gruben eingestellt, die in einem Abstand von 1 m zueinander jeweils 90 cm abgetieft wurden (Abb. 5). Die nachlassende Stabilität dieser ersten Pfostenschlitzmauer zog weitere Reparaturen nach sich, bei denen die bisherigen Pfosten gezogen und diejenigen der letzten Ausbauphase in neuerlich gegrabene, teilweise leicht versetzt angeordnete Gruben etwas geringerer Tiefe eingestellt wurden. Von der Steinverblendung in den Gefachen der Pfostenschlitzmauer sind lediglich Teile der untersten Lage verblieben, da Fassadenverkleidung und inneres Bruchsteinwerk im Mittelalter und in der Neuzeit als günstiges Baumaterial entnommen wurden. Besonders tiefgreifend wirkte sich jedoch die bereits erwähnte Ressourcennutzung der römischen Zeit aus: Seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert wurden Mauersteine vor Ort in großen, kreisrunden Öfen zu Kalk gebrannt und gelöscht. Auch im Wallschnitt 2009 wurden die Reste eines solchen Ofens in Form veriegelten Sandes, starker Holzkohleanreicherungen und eines in der Brennkammer

verbliebenen Klotzes aus verbackenem Sand, Kalk- und Holzkohleresten aufgedeckt, dessen Schürkanal sich nach Süden öffnete. Weitere halbkreis- und halbmondförmige Verfärbungen, die sich schwach im Planum abzeichneten, belegen eine Abfolge mehrerer Feuerungsanlagen vor Ort. Im Verbund mit dem bereits im Walldurchstich von 1937 ergrabenen Ofen, einer östlich im Wallprofil anschließenden Brennkammer und den in anderen Wallsegmenten nachgewiesenen Anlagen belegen sie die Intensität und Systematik der Ausbeutung der Rohstoffquelle zur Zeit der römischen Besiedlung im Umfeld der ehemaligen spätlatènezeitlichen Fortifikation.

## **Präzisionsgrabung im Zentrum – Internationale Sommerschule der RGK**

In drei Kampagnen wurden im Rahmen der „Internationalen Sommerschule der RGK“ Grabungen im Zentrum des Oppidums durchgeführt (Wendling 2009b; 2012). Internationalen Studenten, Magistranden und Doktoranden der Ur- und Frühgeschichte wurde als akademische Förderung die Möglichkeit gegeben, sich vor Ort mit den Besonderheiten der Manchinger Fund- und Befundtopographie vertraut zu machen und spezielle Erfahrungen in Grabungstechnik, Befund- und Funddokumentation sowie in der Datenprozession zu sammeln. Auf Exkursionen, Vorträgen und Führungen wurde die museologische, administrative und öffentlichkeitswirksame Aufarbeitung und Präsentation des Oppidums erläutert.

Der Fokus der archäologischen Ausgrabung lag auf der stratigraphischen Analyse der sogenannten „Kulturschicht“, die als vermeintlich homogener Sedimentblock dem geologischen Untergrund im zentralen Bereich des Manchinger Oppidums aufliegt (Gebhard 1989, 26–32; 2000). Durch akribischen Schichtabtrag wurden Farb- und Texturunterschiede der Ablagerungen erfasst und dokumentiert. Schon im geomagnetischen Messbild zeigten sich zwei Anomalien, die durch die Ausgrabung als Grube und Brunnen identifiziert wurden (Abb. 6) . Die in Primärnutzung wohl zur Vorratshaltung dienende Grube wurde in Teile der Kulturschicht eingetieft und gibt sich so als relativ junge Struktur zu erkennen. Ein auf der Grubensohle gefundenes Amphorenfragment könnte diese zeitliche Position erhärten und auf den Beginn der Verfüllung ab der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. hindeuten.

Die Grube überlagert einen Brunnen, dessen Einsatzgrube einen zentralen Brunnenschacht umschließt. Der viereckige Brunnenkasten war im unteren

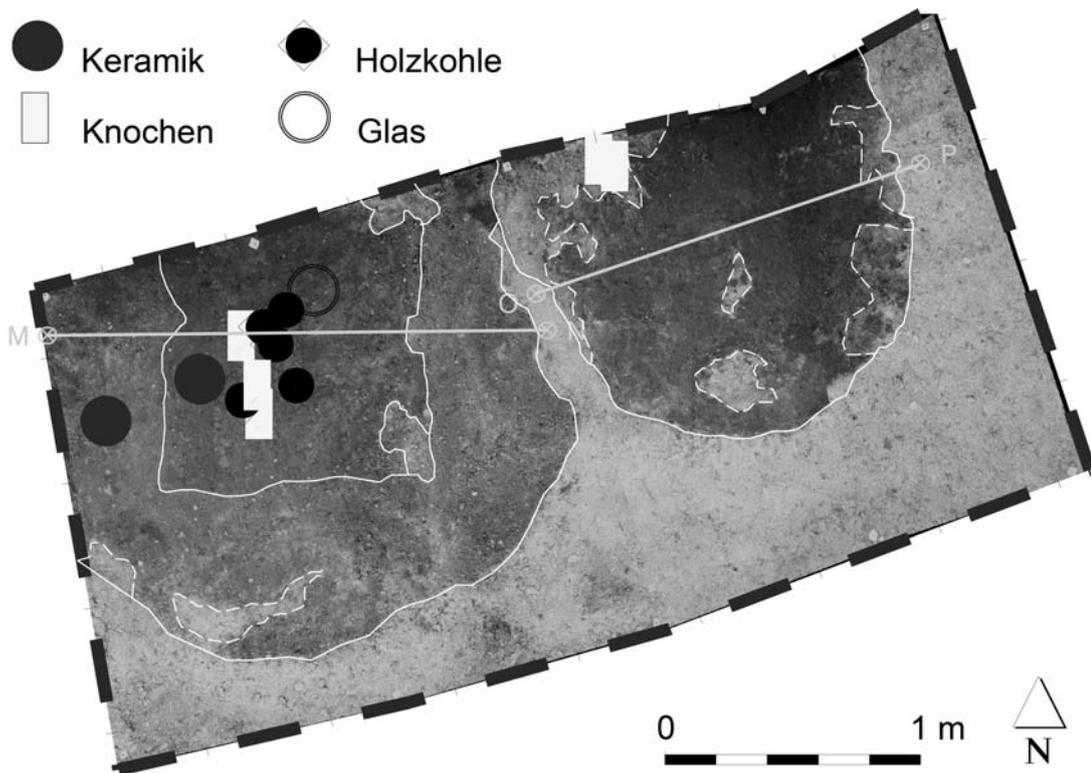


Abb. 6: Manching „Sommerschule 2011“. Photogrammetrische Aufnahme und Umzeichnung eines Grabungsplanums mit Grube (rechts) und holzverschaltem Brunnenschacht (links).

Bereich mit schwarzem, fettigem Sand und einigen wenigen Faunen- und Keramikresten verfüllt. Reste der hölzernen Verschalung und der Eckpfostenversteifung des Kastens zeichneten sich deutlich ab. Ein in die Schachtverfüllung eingelagertes Glasarmringfragment könnte einen Hinweis für die Brunnenauflassung um 200 v. Chr. oder kurze Zeit später darstellen.

Alle Fundobjekte wurden tachymetrisch erfasst, um ein dreidimensionales Modell der Fundstratifikation zu gewinnen. Das 3D-Muster soll schließlich mit den feinen Erdablagerungen der Befunde, Planierschichten und Laufhorizonte korreliert werden. Besonders aus Kulturschicht und Grube konnte ein reiches Inventar geborgen werden, das sich neben größeren Mengen von Tierknochen und Keramikfragmenten besonders durch zahlreiche Eisen- und Bronzefibeln sowie Glasarmring- und Glasperlenfragmente auszeichnet. Münzen, Bronzegefäßfragmente und Spinnwirtel vervollständigen das Fundspektrum. Ein winziges goldenes Gusströpfchen, das während des Schlämmens der Grubenverfüllung zu Tage kam, deutet wie die zahlreichen Schlackereste auf metallurgische Aktivitäten im näheren Umkreis hin. Eventuell wurde in zwei unmittelbar benachbarten Grubenhäusern Edel- und Buntmetall verar-

beitet. Einige menschliche Schädel- und Extremitätenknochen illustrieren die seit langem diskutierten Bestattungssitten der spätkeltischen Bevölkerung. Sie wurden vermutlich nach komplexen Riten und Bestattungsprozeduren, die auf den Tod eines Individuums folgten, im Siedlungskontext „beigesetzt“ oder „entsorgt“.

Aus Schnitttrandprofilen, Grube und Brunnen wurden Bodenproben zur Mikromorphologie entnommen, die als An- und Dünnschliffe mikroskopisch analysiert werden. Hierin sind kleinste stratigraphische Einheiten (Geh- und Ablagerungshorizonte) zu unterscheiden, die letztlich mit der durch die vertikale Fundabfolge erkannten Stratifikation in Übereinstimmung gebracht werden sollen. Ferner können Herkunft und Zusammensetzung des Verfüllmaterials der Befunde analytisch ermittelt werden. Die makroskopisch kaum differenzierbare Kulturschicht lässt sich durch die Kombination der archäologischen und mikromorphologischen Ergebnisse als stratigraphisches Konvolut aus Laufhorizonten, Abfallschichten und Planien beschreiben und gibt einen Einblick in die wechselvolle Geschichte einer annähernd 300jährigen Besiedlungskontinuität im Zentrum der latènezeitlichen Stadt.

## Literatur

BERG-HOBOHM 2005: S. Berg-Hobohm, Umfriedete Höfe der Hallstattzeit in Bayern. Aktueller Forschungsstand zu den Herrenhöfen und den zeitgleichen rechteckigen Grabenwerken. Ber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 43/44, 2002/2003 (2005), 161–189.

BURMEISTER/WESKI 1992: S. Burmeister/T. Weski, Archäologische Untersuchungen im Zuge des Ausbaus der Straße Manching-Westenhausen. Sammelbl. Histor. Verein Ingolstadt 101, 1992, 9–25.

CLASSEN u.a. 2009: E. Claßen/S. Wiedmann/F. Herzig, Mit reichem Schmuck ins Jenseits – ein hallstattzeitliches Grab in Illmendorf, Stadt Geisenfeld, Landkreis Pfaffenhofen a. d. Ilm, Oberbayern. Arch. Jahr Bayern 2009, 62–64.

GEBHARD 1989: R. Gebhard, Der Glasschmuck aus dem Oppidum von Manching. Ausgr. Manching 11 (Stuttgart 1989).

GEBHARD 2000: R. Gebhard, 80 Quadratmeter Manching. Bayer. Vorgesch. bl. 65, 2000, 85–96.

HÜSSEN/LEICHT 2002: C.-M. Hüssen/M. Leicht, Manching und kein Ende? Arch. Jahr Bayern 2002, 58–60.

IRLINGER 1994: W. Irlinger, Viereckschanze und Siedlung – Überlegungen

zu einem forschungsgeschichtlichen Problem anhand ausgewählter südbayerischer Fundorte. In: C. Dobiak (Hrsg.), Festschrift für Otto-Herman Frey zum 65. Geburtstag. Marburger Studien Vor- und Frühgesch. 16 (Marburg 1994) 285–304.

KÖHLER/MAIER 1992: H.-J. Köhler/F. Maier, Der nördliche Wall. In: F. Maier/U. Geilenbrügge/E. Hahn/H.-J. Köhler/S. Sievers, Ergebnisse der Ausgrabungen 1984–1987 in Manching. Ausgr. Manching 15 (Stuttgart 1992) 340–356.

KÖPPEN/LEICHT 2009: S. M. Köppen/M. Leicht, Untersuchungen an der Stadtmauer des Oppidums von Manching, Landkreis Pfaffenhofen a. d. Ilm, Oberbayern. Arch. Jahr Bayern 2009, 78–80.

KRÄMER/SCHUBERT 1970: W. Krämer/F. Schubert, Die Ausgrabungen in Manching 1955–1961. Einführung und Fundstellenübersicht. Ausgr. Manching 1 (Wiesbaden 1970).

RASSHOFER 2002: G. Raßhofer, Eine hallstattzeitliche Siedlung in Velburg, Landkreis Neumarkt i. d. Oberpfalz. Arch. Jahr Bayern 2002, 50–53.

REINECKE 1950: P. Reinecke, Zur Geschichte und Topographie von Vallatum. Sammelbl. Histor. Verein Ingolstadt 59, 1950, 2–38.

SIEVERS 1992: S. Sievers, Die Kleinfunde. In: F. Maier/U. Geilenbrügge/E. Hahn/H.-J. Köhler/S. Sievers, Ergebnisse der Ausgrabungen 1984–1987 in Manching. Ausgr. Manching 15 (Stuttgart 1992) 137–213.

SIEVERS 1999: S. Sievers, Manching – Aufstieg und Niedergang einer Keltenstadt. Ber. RGK 80, 1999, 5–24.

SIEVERS 2000/01: S. Sievers, Zur Rekonstruktion des Manchinger Wegenetzes. Ber. Bayer. Bodendenkmalpfl. 41/42 [Festschr. E. Keller], 2000/01, 101–106.

SIEVERS 2001: S. Sievers, Manching. In: N. Müller-Scheeßel/K. Rassmann/S. von Schnurbein/S. Sievers, Die Ausgrabungen und Geländeforschungen der Römisch-Germanischen Kommission. Ber. RGK 82, 2001, 291–361, 325–336.

SIEVERS 2007: S. Sievers, Manching. Die Keltenstadt. Führer arch. Denkmäler Bayern. Oberbayern 3 (Stuttgart 2007).

SIEVERS 2010: S. Sievers, Die Wallgrabungen von Manching im Vergleich. In: S. Fichtl (Hrsg.), Murus celticus. Architecture et fonctions des remparts de l'âge du Fer. Actes de la table ronde organisée par l'UMR 7044 e Strasbourg, l'UMR 6173-CITERES de Tours et Bibracte, à Glux-en-Glenneles 11 et 12 octobre 2006. Coll. Bibracte 19 (Glux-en-Glenne 2010) 175–186.

SIEVERS/MEHLER 2003: S. Sievers/N. Mehler, Das Innenleben einer Stadtmauer – Grabungen im Keltenwall von Manching. Arch. Jahr Bayern 2003, 63–66.

SIEVERS/WENDLING i. Dr.: S. Sievers/H. Wendling, Manching – A Celtic oppidum between rescue excavation and research. Erscheint in: C. von Carnap-Bornheim (Hrsg.), Quo Vadis? Long-term research projects in European Archaeology. Conference held at Schleswig, Schloss Gottorf, October 26–28, 2011.

VAN ENDERT 1987: D. van Endert, Das Osttor des Oppidums von Manching. Ausgr. Manching 10 (Stuttgart 1987).

WEINIG 1995: Jan Weinig, Eisenzeit. In: K. H. Rieder/A. Tillmann (Hrsg.), Archäologie um Ingolstadt. Die Archäologischen Untersuchungen beim Bau der B 16 und der Bahnverlegung (Kipfenberg: 1995) 113–126.

WENDLING 2009a: H. Wendling, Geophysikalische Prospektion im Oppidum von Manching. Arch. Jahr Bayern 2008, 2009, 55–57.

WENDLING 2009b: H. Wendling, 1. Manchinger Sommerschule. Ber. RGK 90, 2009, 509–511.

WENDLING 2010: H. Wendling, Geophysikalische Prospektion eines früheisenzeitlichen Herrenhofes bei Manching, Landkreis Pfaffenhofen a. d. Ilm, Oberbayern. Arch. Jahr Bayern 2010, 73–76.

WENDLING 2012: H. Wendling, 300 Jahre in der Vertikalen – Kulturschichtanalyse im Zentrum des Oppidums von Manching. Arch. Jahr Bayern 2011, 2012, 86–89.

WINDHEUSER 2010: A. Windheuser, Ein hallstattzeitlicher Herrenhof in Ingolstadt-Zuchering. Sammelbl. Histor. Verein Ingolstadt 119, 2010, 9–116.

*Dr. Holger Wendling*

*Römisch-Germanische Kommission*

*Palmengartenstraße 10–12*

*D-60325 Frankfurt a. M.*

*wendling@rgk.dainst.de*

# Heinrich Schliemann - Der alte und der neue Streit um sein Leben und Werk

*Reinhard Witte*

Als Heinrich Schliemann zwischen 1871 und 1890 in Troia, Mykene, Tiryns und Orchomenos grub, wirkten gleichzeitig auf archäologischem Gebiet solche Gelehrte wie Ernst Curtius, der die Ausgrabungen in Olympia von 1875 bis 1881 leitete und Carl Humann, der zwischen 1878 und 1886 in Pergamon grub. Der für seine Zeit als führend in der klassischen Archäologie angesehene Adolf Furtwängler begann im letzten Viertel des 19. Jhs. seine Arbeit. Richard Lepsius hatte gerade durch seine Forschungen die Ägyptologie als Wissenschaftsdisziplin begründet und Sir William Flinders-Petrie schickte sich bald darauf an, zum „Vater der modernen ägyptischen Archäologie“ zu werden. Rund ein Jahrzehnt nach Schliemanns Tod begannen Richard Koldeweys Ausgrabungen in Babylon, die von Sir Arthur Evans in Knossos; und in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckte Sir Leonard Wooley die Königsgräber in Ur sowie Howard Carter das Grab des Tut-ench-Amuns.

Keiner der hier genannten Personen erreichte eine solche Popularität wie Heinrich Schliemann (Abb. 1)! Dieser wurde lange Zeit – zumindest im deutschen Sprachraum – schlechtweg als Personifikation der Archäologie angesehen und wird es wohl auch heute noch in breitesten Kreisen. Zahlreiche Biographien erschienen über diesen Mann, die meist vielfältigster Korrektur bedürfen.

Bereits ein knappes halbes Jahr nach Schliemanns Tod schrieb der Münsteraner Archäologieprofessor Arthur Milchhöfer im Mai 1891 in der „Deutschen Rundschau“: „Mit Heinrich Schliemann ist einer der merkwürdigsten und am meisten bemerkten Persönlichkeiten, welche die Altherthumsforschung jemals in ihren Reihen hatte, aus dem Leben geschieden. Schliemann hat diesen Zweig der Wissenschaft geradezu in weitesten Kreisen populär gemacht“ (Milchhöfer 1891, 278).



Druck v. F.A. Brockhaus, Leipzig.

Abb. 1: Heinrich Schliemann (1880er Jahre).

Warum, so müssen wir fragen, erregte und erregt Schliemann und nicht die anderen soviel Aufmerksamkeit? Und: Hat er diese Aufmerksamkeit überhaupt verdient?

Die Antwort auf die erste Frage fällt leicht und ist schon hundertmal mit verschiedenen Nuancierungen ausgesprochen worden: Sein großes Aufsehen gewann er durch seinen ungewöhnlichen Lebensweg, durch seine spektakulären Funde, durch seine Selbstinszenierung. Dieses „In-den-Vordergrund-Stellen“ der eigenen Person tritt uns vor allem in seiner Selbstbiographie entgegen, die sich wie ein Roman liest, und die er 1881, als knapp Sechzigjähriger, seinem Buch „Ilios. Stadt und Land der Trojaner“ (Abb. 2) voranstellte. Ich möchte hier soweit gehen und behaupten: Hätte Schliemann diese Selbstbiographie nicht geschrieben, wäre er heute und früher freilich nicht vergessen,

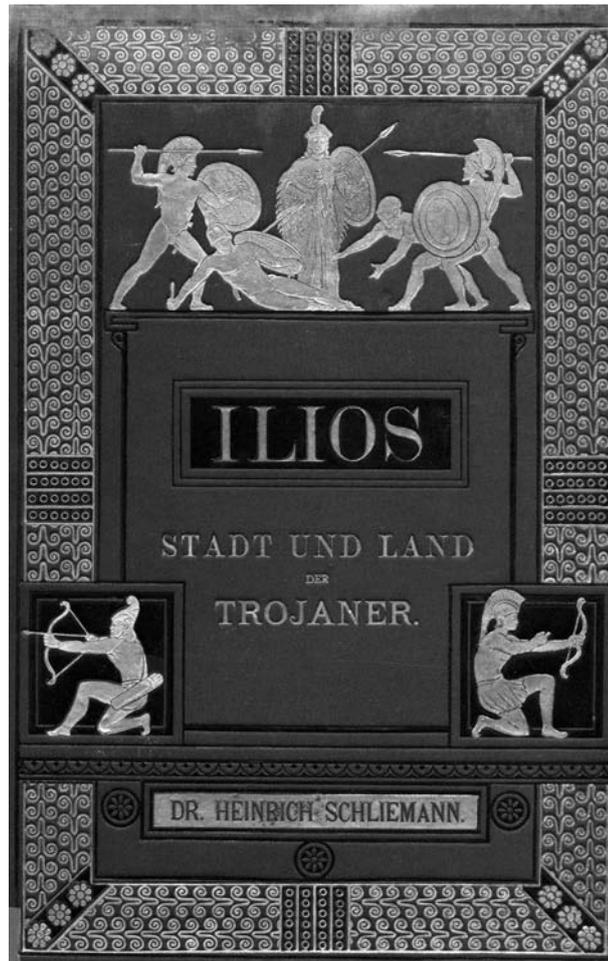


Abb. 2: Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Am Anfang des Buches steht die Selbstbiographie Schliemanns.

aber er wäre „nur“ ein erfolgreicher Archäologe unter mehreren, der erfolgreiche Ausgräber von Troia und Mykene, durchaus auch der „Vater der mykenischen Archäologie“ und ein Pionier der Spatenforschung, jedoch kein Objekt für zahlreiche Biographien und zahllose Aufsätze und kein Skandalsubjekt, wie es in der modernen Schliemannforschung manchmal den Anschein hat und wie es in den letzten Jahren häufig auch in seriösen und weniger seriösen Zeitungen und Zeitschriften zu lesen war.

Zur Begründung meiner Aussage sollen nun ein paar Stellen aus Schliemanns Selbstbiographie zitiert werden:

„Wenn ich dieses Werk mit einer Geschichte des eignen Lebens beginne, so ist es nicht Eitelkeit, die dazu mich veranlasst, wol aber der Wunsch, klar darzulegen, dass die ganze Arbeit meines spätern Lebens durch die Eindrücke meiner frühesten Kindheit bestimmt worden, ja, dass sie die nothwendige Folge derselben gewesen ist;

wurden doch, sozusagen, Hacke und Schaufel für die Ausgrabung Trojas und der Königsgräber von Mykenae schon in dem kleinen deutschen Dorfe geschmiedet und geschärft, in dem ich acht Jahre meiner ersten Jugend verbrachte. So erscheint es mir auch nicht überflüssig, hier zu erzählen, wie ich allmählich in den Besitz der Mittel gelangt bin, vermöge deren ich im Herbste des Lebens die großen Pläne ausführen konnte, die ich als armer kleiner Knabe entworfen hatte. [. . .]

Ich wurde am 6. Januar 1822 in dem Städtchen Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo mein Vater, Ernst Schliemann, protestantischer Prediger war und von wo er im Jahre 1823 in derselben Eigenschaft an die Pfarre von Ankershagen, einem in demselben Grossherzogthum zwischen Waren und Penzlin gelegenen Dorfe, berufen wurde. In diesem Dorfe verbrachte ich die acht folgenden Jahre meines Lebens, und die in meiner Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und wunderbare wurde durch die Wunder, welcher jener Ort enthielt, zu einer wahren Leidenschaft entflammt. In unserem Gartenhause sollte der Geist von meines Vaters Vorgänger, dem Pastor von Russdorf, ‚umgehen‘; und dicht hinter unserm Garten befand sich ein kleiner Teich, das sogenannte ‚Silberschälchen‘, dem um Mitternacht eine gespenstische Jungfrau, die eine silberne Schale trug, entsteigen sollte“ (Schliemann 1881, 1 f.).

So beginnt Schliemanns *wissenschaftliches* Buch „Ilios Stadt und Land der Trojaner“! Er führt dann weitere Ortssagen an, von denen er als Kind tief beeindruckt gewesen war, um dann die für seinen „Traum von Troja“ so ausschlaggebende Geschichte zu erzählen:

„Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Alterthums; [. . .] Oft auch erzählte er mir bewundernd die Thaten der Homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübniß vernahm ich von ihm, dass Troja so gänzlich zerstört worden, dass es ohne eine Spur zu hinterlassen vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrer's ‚Weltgeschichte für Kinder‘ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuern



Abb. 3: Abbildung des brennenden Troias in der Ausgabe von der „Weltgeschichte für Kinder“ von 1828.

Mauern und dem Skaiischen Thore, dem fliehenden Aineas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt (Abb. 3) , da rief ich voller Freude: ‚Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muss Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.‘ ‚Mein Sohn‘, antwortete er, ‚das ist nur ein erfundenes Bild.‘ Aber auf meine Frage, ob denn das alte Troja einst wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bild dargestellt waren, bejahte er dies. ‚Vater‘, sagte ich darauf, ‚wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wol unter dem Staub und Schutz von Jahrhunderten verborgen.‘ Nun behauptete er wol das Gegentheil,

aber ich blieb fest bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, dass ich dereinst Troja ausgraben sollte“ (Schliemann 1881, 3 f.).

Dann erzählt er auch noch von seiner kleinen Jugendfreundin Minna Meincke, die mit ihm zusammen diese Entdeckung machen sollte. Doch kurz vor seinem Heiratsantrag 1847 hatte sie einen anderen Mann geheiratet.<sup>1</sup> Schliemann berichtet über sein weiteres Leben als Schüler in Neustrelitz, Lehrling in Fürstenberg, Kaufmannsgehilfe in Amsterdam, russischer Großkaufmann in St. Petersburg und letztlich von seinen Anfängen als Ausgräber auf dem Hügel Hisarlık; wir kommen darauf zurück. Schauen wir uns vorerst noch eine Stelle aus der Selbstbiographie genau an, die den „neuen Streit“ um Schliemann besonders anheizte:

„In einer Entfernung von 69 Fuss von dem Abhange des Hüfels und in einer Tiefe von 20 Fuss traf ich auf eine alte Umfriedungsmauer von 5 Fuss Höhe, die mit vortretenden Zinnen versehen war, und nach ihrer verhältnissmässig modernen Bauart und geringen Höhe zu schliessen, einer nachtrojanischen Periode angehören muss. [. . .] Während wir an dieser Umfassungsmauer vordrangen und immer mehr von ihr aufdeckten, traf ich dicht neben dem alten Hause, etwas nordwestlich von dem Thore, auf einen grossen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit um so mehr auf sich zog, als ich glaubte, Gold dahinter schimmern zu sehen. [. . .] Wollte ich den werthvollen Fund für die Alterthumswissenschaft retten, so war es zunächst geboten, ihn mit größter Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen: deshalb ließ ich denn, obgleich es noch nicht die Zeit der Frühstückspause war, unverzüglich zum Païdos rufen. Dieses in die türkische Sprache übergegangene Wort von unbekannter Abstammung wird hier allgemein für αναπαυσις oder Ruhezeit gebraucht. Während nun meine Leute durch Ausruhen und Essen in Anspruch genommen waren, löste ich den Schatz mit einem grossen Messer aus seiner steinharten Umgebung, ein Unternehmen, das die grösste Anstrengung erforderte und zugleich im höchsten Maasse lebensgefährlich war, denn die große Befestigungsmauer, unter welcher ich graben musste, drohte jeden Augenblick auf mich herabzustürzen. Aber der Anblick so

---

<sup>1</sup> Zur Minna-Meincke-Geschichte, s. Witte 2011.

zahlreicher Gegenstände, deren jeder einzelne für die Archäologie von unschätzbarem Werthe sein musste, machte mich tollkühn und liess mich an die Gefahr gar nicht denken. *Doch würde trotzdem die Fortschaffung des Schatzes mir nicht geglückt sein, wenn nicht meine Gattin* [die Griechin Sophia, Schliemanns zweite Ehefrau – R. W.] *mir dabei behülflich gewesen wäre; sie stand, während ich arbeitete, neben mir, immer bereit, die von mir ausgegrabenen Gegenstände in ihren Shawl zu packen und fortzutragen*“ (Schliemann 1881, 48 f.).

Soweit Originalton Schliemann! Bereits im Jahre 1936 schrieb der mittlerweile viel gescholtene Forscher Ernst Meyer in seiner Einleitung zum ersten Band von Schliemannbriefen über diese Selbstbiographie: „Der Streit ist jedenfalls müssig, wie weit in ihr Dichtung und Wahrheit durcheinander gehen“ (Meyer 1936, 30)<sup>2</sup> Und schon vier Jahre davor hatte sich einer der ersten und bedeutendsten Schliemannbiographen, Emil Ludwig, so geäußert: „Schliemanns mit 60 Jahren geschriebene Autobiographie [...] (ist) nur stellenweise verwendbar, die kritische Analyse dieser Schrift, kontrolliert an den, von nun an wohl zugänglichen Dokumenten, überlasse ich den Herren Philologen“ (Ludwig 1932, 27).

Was meint Ludwig mit dem zweiten Teil seines Satzes? Diese Frage soll nun im Folgenden beantwortet werden:<sup>3</sup>

Seit den 1930-er Jahren befindet sich der gewaltige Schliemann-Nachlass in der Athener Gennadius-Library.<sup>4</sup> Dieser besteht u. a. aus 60.000 bis 80.000 Briefen von bzw. an Schliemann, aus 18 Reisetagebüchern, zahlreichen Geschäftsbüchern, Hotelrechnungen, Visitenkarten usw. Emil Ludwig war der erste, der damit – damals noch im Haus der Witwe Schliemanns – arbeiten konnte. Schon ihm fielen Unstimmigkeiten zwischen Schliemanns Aussagen in seinen Büchern einerseits und z. B. in dessen Briefen andererseits auf. Verstärkt seit etwa 40 Jahren vergleichen nun Schliemannforscher aus aller Welt Äußerungen Schliemanns, die er in seinen gedruckten Sachen (12 Bücher, zahllose Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften) machte, mit den weitgehend *ungedruckten* Sachen seines Nachlasses. Dabei wurde sehr bald klar, dass der berühmte mecklenburgische Pfarrerssohn der Öffentlichkeit nicht immer die

---

<sup>2</sup> Ernst Meyer ist auch Verfasser einer Schliemannbiographie: Heinrich Schliemann. Kaufmann und Forscher, Göttingen u. a. 1969.

<sup>3</sup> Beim Vortrag wurden jetzt zahlreiche Illustrationen gezeigt, die hier auf ein Minimum beschränkt werden müssen.

<sup>4</sup> Das Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen hat mit dieser Einrichtung seit 2001 eine Kooperation, so dass bei uns im Archiv 35.000 Briefe an Schliemann und alle 18 erhaltenen Reise- und Ausgrabungstagebücher in Kopie vorhanden sind.

Wahrheit gesagt hatte.

Im Januar 1972 hielt der amerikanische Philologieprofessor William Calder III im Pfarrhaus von Neubukow vor nur wenigen Zuhörern einen Vortrag, der in der Literatur als „Mitternachtsvorlesung“ eingegangen ist, in dem er vor allem Schliemanns „Traum von Troja“ anzweifelte, eine Liebesbeziehung zu Minna Meincke in Frage stellte und Schliemanns Treffen mit amerikanischen Präsidenten in das Reich der Phantasie verwies (Calder 1972). Seitdem hatten zumindest bis zu den Athener und Berliner Schliemannkonferenzen anlässlich seines 100. Todestages im Jahre 1990 die Vorwürfe über eine pathologische Lügenhaftigkeit des Troiaausgräbers stets zugenommen. Es gab und gibt fast so eine Art Wettstreit zwischen Schliemannforschern darüber, wer den „Pionier der Spatenforschung“ im Vergleich zwischen Gedrucktem und Ungedrucktem eine weitere Unwahrheit vorwerfen kann.

Heute kann man über 30 Angriffspunkte festmachen, die zum Teil ihre Berechtigung haben, die aber zu einem anderen Teil Schliemann in ungerechter Weise zu diffamieren versuchen.<sup>5</sup> Schauen wir uns nun Leben und Werk unseres Kaufmanns und Forschers im Einzelnen an, und illustrieren wir dabei von Zeit zu Zeit den alten und den neuen Streit über seine Person.

Als Schliemann knapp eineinhalb Jahre alt war, zog seine Familie von Neubukow nach Ankershagen. Hier im Pfarrhaus, dem heutigen Heinrich-Schliemann-Museum (Abb. 4), verbrachte der kleine Heinrich acht prägende Jahre seiner Kindheit (Bölke/Witte 2003). Hier will er zu Weihnachten 1829 von seinem Vater, der zwei Jahre später wegen unmoralischen Verhaltens vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vom Dienst suspendiert wurde, die „Weltgeschichte für Kinder“ geschenkt und von der einstigen Ausgrabung Troias geträumt haben. Das Buch könnte er wohl erhalten haben, aber sein Kindheitstraum, den er in seiner gedruckten Selbstbiographie so vehement als sein nie aus den Augen verlorenes Lebensziel seinen Lesern weismachen will, dieser lässt sich im Nachlass nicht nachweisen. Wir gehen allgemein davon aus, dass dieser Traum eine Version *ex eventu* ist. Konkret heißt das: Während und nach dem Krimkrieg (1853–1856) äußerte sich der russische Großkaufmann Heinrich Schliemann in Briefen, dass er geschäftsmüde ist, und dass er überlegt, in seiner zweiten Lebenshälfte etwas anderes zu machen. Er dachte daran, ein Landgut in Mecklenburg zu erwerben oder sich in einer Univer-

---

<sup>5</sup> Einer der besten Schliemannkenner, aber auch sein schärfster Kritiker ist David Traill, der 1995 seine Forschungen in seiner Biographie „Schliemann of Troy. Treasure and Deceit“ zusammenfasste. Traill und Calder III warfen in vielen Veröffentlichungen Schliemann das Verhalten eines Psychopathen vor.



Abb. 4: Gelände des Schliemann-Museums: das original erhaltene Pfarrhaus / seit 1980 Museum (l.), wiederaufgebautes Stall/Veranstaltungsgebäude (M.), Spielgerät „Trojanisches Pferd“.

sitätsstadt wie Bonn niederzulassen und sich mit Gelehrten zu umgeben. Er hatte Zweifel, selbst noch ein Gelehrter zu werden. Diese Zweifel werden aber überwunden und Schliemann kommt zur Beschäftigung mit Wissenschaften allgemein, mit der Archäologie im Besonderen und letztlich auf die Idee, nach dem homerischen Troia zu suchen.

1831, kurz nach der Geburt des neunten Kindes, stirbt Schliemanns Mutter. Der Sohn lässt 1858 auf ihrem Grab ein gusseisernes Kreuz errichten, das folgende Inschrift trägt:

„Henry Schliemann,  
in St. Petersburg, seiner geliebten Mutter  
Louise Therese Sophia Schliemann, geb. Bürger,  
geb. d. 19. Mai 1793, gest. d. 22. März 1831“

In der Schliemannforschung werden diese Zeilen als ein erstes Beispiel für eine beispiellose Selbstinszenierung des Troiaausgräbers gewertet. Denn an wen soll das Grabkreuz erinnern – an den Spender oder an die Tote im Grab? Bei Führungen frage ich oft meine Museumsbesucher, ob ihnen eine ähnliche Grabinschrift bekannt ist, in der sich der Spender *zuerst* nennt?

Nach dem Tod der Mutter verschlechtern sich die Verhältnisse im Ankershagener Pfarrhaus immer mehr. Die Dorfbewohner weigern sich von einem Pastor, der seine Ehefrau mit Mägden betrog und letztlich „unter die Erde brachte“ Predigten zu hören. Heinrich wird zu Verwandten nach Kalkhorst geschickt, um die Amtsenthebung seines Vaters nicht hautnah miterleben zu müssen. Ostern 1833 kommt Schliemann auf das Neustrelitzer Gymnasium, das er aber bald wegen Geldmangels der Familie verlassen muss. Er besucht nun bis 1836 die Realschule, die er mit 14 Jahren verlässt. Zeitlebens wird er unter diesem ungeraden Bildungsweg leiden. Manche negative Charaktereigenschaft und manches besonders großspurige Auftreten des Mannes haben hier ihre Wurzeln.

Statt an einer Universität zu studieren, muss das begabte Kind eine Kaufmannslehre im benachbarten Fürstenberg antreten. Die ärmlichen Verhältnisse in dem kleinen Krämerladen bedrücken ihn. Schliemann sucht sein Glück in der weiten Welt. Im Juli 1841 geht er über Rostock nach Hamburg. Von dort will er nach Venezuela auswandern, um Farmer zu werden. Das Schiff, das ihn dorthin bringen soll, erleidet aber in der Nacht vom 11. zum 12. Dezember 1841 Schiffbruch vor der holländischen Küste und unser Auswanderer in spe wird durch Zufall nach Amsterdam verschlagen, wo er bis Ende 1845 als Kaufmannsgehilfe seinen Lebensunterhalt verdient. In Amsterdam fängt das Sprachgenie an, eine Fremdsprache nach der anderen zu erlernen. Zuerst die notwendigen: Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch u. a. Im Jahre 1844 erlernt Schliemann in sechs Wochen Russisch und ist damit der einzige in Amsterdam, der sich mit russischen Kaufleuten unterhalten und mit ihnen korrespondieren kann. Sein Handelsherr B. H. Schröder schickt ihn deshalb Anfang 1846 nach St. Petersburg, um dort für ihn als Handelsagent tätig zu sein. Schliemann hat im Handel mit Indigo, Baumwolle, Tee, Papier (und später in Kriegszeiten mit Salpeter, Blei und Schwefel) bereits in den ersten Monaten so viel Erfolg, dass er sich selbständig macht, zum Petersburger Großkaufmann aufsteigt und bis zur endgültigen Liquidierung seiner Geschäfte im Jahre 1864 ein schier unglaubliches Vermögen erwirbt.<sup>6</sup>

Nachdem er 1851/52 am Goldrausch in Kalifornien teilgenommen hatte, heiratet er gleich nach seiner Rückkehr nach Russland zum ersten Mal: Jekaterina Lyshina. Die Ehe, aus der drei Kinder hervorgehen, wird 1869 wieder geschieden. Das war nicht ganz so einfach, denn die Ehe war russisch-orthodox geschlossen worden. Der seit 1847 die russische Staatsbürgerschaft

---

<sup>6</sup> Nur mit einem Teil der Zinsen kann er später seine Ausgrabungen bestreiten.

besitzende Heinrich Schliemann fand einen Ausweg. Er fährt 1869 wieder einmal in die USA, erwirbt mit Geld und unlauteren Mitteln im März die amerikanische Staatsbürgerschaft und lässt sich am 30. Juni in Indianapolis scheiden. In seiner Selbstbiographie wird Schliemann später seinen Lesern weismachen, dass er bereits seit dem 4. Juli 1850 amerikanischer Staatsbürger gewesen wäre.

Wenden wir uns dem Archäologen zu! Im Sommer 1868 kommt Schliemann auf der Suche nach Troia zum ersten Mal an die Nordwestküste der Türkei. Wahrlich etwas spät für jemanden, der den „Traum von Troja“ schon als Kind geträumt haben will. Natürlich hat Schliemann Erklärungen dafür, die hier aus Platzgründen nicht aufgezählt werden können. Stichhaltig sind sie jedenfalls nicht. Er führt zuerst ein paar Untersuchungen am Hügel Bunarbaschi durch, wo einige das homerische Troia vermuteten. Da der Erfolg ausbleibt, will er wieder abreisen, trifft aber zufällig auf den amerikanischen Vizekonsul in den Dardanellen Frank Calvert. An dieser Person lassen sich der alte und der neue Streit um Schliemann bereits besonders gut illustrieren. Calvert war ebenso Amateurarchäologe wie unser berühmter Kaufmann und Forscher zu Beginn seiner Ausgrabungen.<sup>7</sup> Auch er hätte gern Troia entdeckt und wusste sogar, wo er danach suchen sollte: auf dem Hügel Hisarlık. Doch Ausgrabungen kosten viel Geld, das Calvert nicht besaß. Aber Schliemann hatte es zuhauf! So wies Calvert Schliemann auf jenen Ort hin, wo er fündig werden sollte. Schliemann erkundigte sich dann in den nächsten Wochen und Monaten bei diesem Ortskundigen, wie er im Einzelnen dort graben sollte und erhält bereitwillig Antwort. Als Schliemann später weltweit als *der Entdecker* Troias galt, fühlte sich Calvert in seinen Verdiensten um die Sache geschmälert. Es kommt zwischen beiden Männern in Zeitungen zeitweilig zu einem offenen Schlagabtausch. So fragte man damals schon: Wer ist denn nun eigentlich der Entdecker Troias? – Calvert oder Schliemann. Diese Frage wurde vor Jahren wieder aktuell (siehe u. .a. Allen 1999). Aus Platzgründen sei deshalb hier nur gesagt: Schliemanns Verdienst auf dem Hügel Hisarlık ist und bleibt: Er hat nach einem Ort gesucht, der von antiken Autoren erwähnt wurde, aber vom Erdboden verschwunden war. Schliemann wollte mit Hilfe des Spatens antike Geschichte(n) beweisen. Und er wurde zum *Ausgräber* eines bis dahin unbekanntes bronzzeitlichen Siedlungshügels, den die meisten als das homerische Troia ansehen.

---

<sup>7</sup> Für mich und viele andere entwickelt sich Schliemann im Laufe seiner rund zwanzigjährigen Ausgrabungstätigkeit vom Laien zum Fachmann. Das sprechen ihm heute nur noch seine Hauptkritiker, Sensationsjournalisten und sog. Bestsellerautoren ab.

Auf dem Hügel Hisarlık grub Schliemann 1870 (illegal), zwischen 1871 und 1873, 1878 und 1879, 1882 und 1890. Führen wir an dieser Stelle erst einmal seine weiteren Ausgrabungsorte an: In Mykene grub Schliemann 1874 (illegal) und 1876. In Tiryns 1876 (nur Versuchsgrabung) sowie 1884 bis 1885 (im letzten Jahr sein Mitarbeiter Dörpfeld mehr oder minder allein). Auf Ithaka 1868 und 1878; im böotischen Orchomenos 1880, 1881 und 1886. Darüber hinaus fanden noch Gelegenheitsgrabungen an anderen Orten statt. Seinen Plan, auch in Knossos zu graben, konnte sich Schliemann nicht erfüllen (Witte 1997).

Kehren wir zum Hügel Hisarlık zurück! Hier lautet ein alter und neuer Vorwurf, er hat am homerischen Troia vorbei gegraben! Am 31. Mai 1873<sup>8</sup> fand Schliemann den „Schatz des Priamos“, seinen „Beweis“, Troia gefunden zu haben. Doch die Schicht, in dem er den Schatzfund machte (Troia II g) ist rund 1000 Jahre zu alt für ein *mögliches homerische Troia*! Dieses sollte um 1250/1200 v. Chr. angesetzt werden. Dafür kommen nur die Schichten VI h (nach Dörpfeld) bzw. VII a (nach Blegen) in Frage. Beide Schichten befanden sich seit Römerzeiten aber nicht mehr im Zentrum des Hügels, von wo aus Schliemann seine Grabungen begann. Kurz vor seinem Lebensende muss Schliemann im Gespräch mit Dörpfeld seinen Irrtum erkannt haben. Er konnte ihn aber nicht mehr publizieren. Ein weiterer Vorwurf wird Schliemann hinsichtlich seiner Ausgrabungsmethoden gemacht. Bedenken wir dabei aber, dass die Spatenarchäologie damals noch in Kinderschuhen steckte.

Erinnern wir uns nun an Schliemanns Erzählung, wie er den sog. Schatz des Priamos entdeckt haben will. Schon zu Schliemanns Lebzeiten zweifelte man an dieser Geschichte, und es gab auch schon den Verdacht, dass irgendetwas mit dem Schatzfund nicht stimmen kann. Die alten Vorwürfe wurden wieder aktuell, nachdem Calder III und andere Schliemann Lügen im privaten Bereich nachweisen konnten. Aus diesem Grund und nicht durch die Funde selbst (!) gerieten nun diese wieder in Verdacht. Vor allem David Traill warf Schliemann Fälschung oder zumindest Unehrlichkeit in vielen Punkten, die den Schatzfund betreffen, vor. Es geht dabei um: den genauen Fundtag, den genauen Fundort (beides bleibt bei Schliemann nebulös), um seine mitunter falsche und lückenhafte Beschreibung einzelner Gegenstände und vor allem um die Augenzeugenschaft beim Auffinden des Schatzes.

---

<sup>8</sup> Dieses Datum nennt Schliemann selbst nicht, ist aber zweifelsfrei erschlossen worden.



*Sophia Schliemann*

Druck von F.A. Brockhaus in Leipzig.

Abb. 5: Sophia Schliemann im „Schmuck der schönen Helena“.

Auch hier können wir aus Platzgründen nur einiges andeuten.<sup>9</sup> Traills Vorwürfe wurden heftig diskutiert und heute sind die meisten Schliemannforscher wieder der Meinung, dass es sich beim Schatzfund A, so der wissenschaftliche Name des „Priamossschatzes“, um einen authentischen Fund handelt. Aber Schliemann konnte eine weitere Lüge durch einen Brieffund felsenfest nachgewiesen werden: Seine Frau Sophia (Abb. 5) war beim Auffinden nicht dabei, da sie Ende Mai zur Beerdigung ihres Vaters in Athen weilte. Das wirft wiederum kein gutes Licht auf unseren Troiaausgräber, doch beschädigt diese Lüge nicht den archäologischen Fund selbst. Schliemann rechtfertigte sich in jenem Brief damit, dass er das Ganze ja nur geschrieben hätte, um aus seiner jungen griechischen Frau eine Archäologin zu machen.

<sup>9</sup> Weiterführende Literatur: Witte 1990.

Durch troianische Gesichtsvasen lernt Schliemann 1875 Rudolf Virchow kennen, der ähnliche Stücke in den Pomerellen gefunden hatte. Zwischen beiden Männern entwickelt sich eine Freundschaft. Virchow bereitet Schliemann in Deutschland das, was dieser sich immer gewünscht hatte: eine wissenschaftliche Heimat. Dem großen Gelehrten ist es darüber hinaus zu verdanken, dass Schliemann 1881 seine „Sammlung trojanischer Alterthümer“ nebst „Schatz des Priamos“ ins Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte gab.

Als Schliemann dann 1876 in Mykene grub, sollte Virchow dabei sein, doch seine vielfältigen Aufgaben in Wissenschaft und Politik hinderten ihn daran. Hier in Mykene war der Troiaausgräber auf der Suche nach den Gräbern der homerischen Helden. Den Ort selbst brauchte er nicht zu suchen, er war – anders als Troia – über die Jahrtausende hinweg mit seinen kyklopischen Mauern und dem Löwentor immer sichtbar. Die richtige Interpretation einer Textstelle bei Pausanias und auch ein wenig Glück des Tüchtigen führten Schliemann zur Entdeckung des Schachtgräberbezirks A mit einer Unmenge von goldenen Grabbeigaben, die schon zu Lebzeiten des Forschers und auch heute wieder Verdacht erregten. Wiederum zu Unrecht! Wenn auch das Gräberrund nichts mit homerischen Helden zu tun haben kann (es muss ins 16. Jh. v. Chr. datiert werden), so ist doch Verdienst des berühmten Mecklenburgers in Mykene, dass er zum Entdecker einer bis dahin weithin unbekanntes Kultur, der mykenischen (16. bis 12. Jh. v. Chr.) wurde. Schliemann schenkte damit, so heißt es, dem griechischen Volk 1000 Jahre Geschichte. Denn mit dessen Ausgrabungen wurde ersichtlich, dass vor dem klassischen Griechenland bereits eine hohe Zivilisation auf griechischem Boden existierte!

Mit Mykene ist ein weiterer großer Fälschungsverdacht und neuer Streit verbunden: Schliemann hatte in den Gräbern auch fünf goldene Totenmasken gefunden. Eine davon, die sog. „Agamemnon-Maske“, soll von Schliemann gefälscht worden sein. Doch auch dieser Verdacht ist unbegründet.<sup>10</sup>

Nach der erfolgreichen Mykenegrabung häufen sich nun auch die Ehrungen für Schliemann in Deutschland. So wird er auf Veranlassung Virchows u. a. 1877 zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ernannt.

Schliemann wird zu vielen Kongressen eingeladen, beispielsweise zur XI. Generalversammlung 1880 nach Berlin. Ein Jahr darauf stellt er mit seiner Frau im Kunstgewerbemuseum (Martin-Gropius-Bau) seine „Sammlung tro-

---

<sup>10</sup> Beim Vortrag wurde dies ausführlich erörtert. Deshalb hier nur der Hinweis auf Calder 1997 und Witte 2000.

janischer Alterthümer“ auf, die mehrmals umzieht und heute im Neuen Museum in Berlin zu sehen ist. Allerdings ohne den „Schatz des Priamos“, der sich seit 1945 als Beutekunst im Moskauer Puschkkin-Museum befindet. Für seine Schenkung erhielt Schliemann am 7. Juli 1881 die Ehrenbürgerwürde von Berlin.

Anfang der 1880-er Jahre befindet sich Schliemann im Zenit seines Ruhmes. Nun hat der Mann, über den einst „die ganze Welt“ lachte, weil er sich auf die Suche nach einem dichterischen Phantasieort (Troia) machte, Anerkennung gefunden. Doch über die zahlreichen Karikaturen und Spötteleien im „Kladderadatsch“ konnte er trotzdem nicht lachen, dabei verkennend, dass Satire auch eine Art von Wertschätzung ist. Hier ein paar Beispiele zu unserer Erheiterung:

„*Telegramm aus Troja: Grab Achills aufgedeckt. Achill gefunden. Von Virchow erkannt an Ferse. Körper Achills bis auf Ferse fehlend. Achill in Tasche gesteckt. Alle gesund. Schliemann*“

„*Zur Alterthumskunde: Herr Dr. Heinrich Schliemann hat, wie er in den ‚Times‘ schreibt, auf der Akropolis von Mykenä die Gräber des Agamemnon, der Cassandra, des Wagenlenkers Eurymedon und anderer berühmter Personen der argivischen Sage entdeckt. Im Grabe des Agamemnon fand sich, wie wir auf directem Wege erfahren, als bester Beweis für die Richtigkeit der Ansicht des berühmten Forschers, ein Ausschnitt aus dem damaligen Wochenblatt von Mykenä, die Todesanzeige enthaltend. Die Ursache des Todes war in schonender Weise mit den Worten: ‚Beim Baden verunglückt‘ – angegeben.*“<sup>11</sup>

Seit 1881 wohnte Schliemann mit seiner Familie in einem wahren Palast in Athen, dem *Iliou Melathron*. Dieses klassizistische Gebäude kann heute noch in der Universitätsstraße in der griechischen Hauptstadt bewundert werden.

Ein Jahr später wird der junge Architekt Wilhelm Dörpfeld, der sich auf der Olympiagrabung des Deutschen Reiches auszeichnen konnte, Schliemanns Mitarbeiter. Beide Männer profitieren voneinander. Das viel zitierte Bonmot, Dörpfeld sei Schliemanns beste Entdeckung, ist völlig überzogen, wie auch die Aussage, „nun wurde es Licht auf Priams Burg“. Zusammen mit Dörpfeld entdeckte unser berühmter Kaufmann und Forscher 1884 die Überreste des mykenischen Palastes (Megaron) in Tiryns. Ein weiteres Verdienst Schliemanns,

---

<sup>11</sup> Alle Kladderadatsch-Stellen finden sich nun bei Witte 2004.

das ihm weder der alte, noch der neue Streit um sein Leben und Werk nehmen konnte.

Schliemanns Arbeitsenergie seiner letzten Lebensjahre wird durch einen Streit um Troia verbraucht, den ein Hauptmann a. D. vom Zaune brach (Zavadil 2009). Dieser Ernst Bötticher behauptete, der Hügel Hisarlık wäre kein Siedlungshügel, sondern ein Ort zur Totenbestattung gewesen. Auf zwei Gelehrtenkonferenzen Ende 1889 und März 1890 wird von den anwesenden internationalen Forschern bestätigt, dass Schliemanns und Dörpfelds Ergebnisse die richtigen sind und Böttichers Hypothesen werden zurückgewiesen. Wiederum ein Erfolg für den Troiaausgräber in jenem alten Streit.

Auf der zweiten Gelehrtenkonferenz war auch Freund Virchow anwesend, der ja in erster Linie Mediziner war. Auf dessen Rat lässt sich Schliemann, der seit 1864 über Ohrenprobleme klagte, im November 1890 in Halle/Saale von Professor Schwartze operieren. Exostosen (Knochenauswucherungen) werden aus beiden Ohren entfernt. Noch nicht ausgeheilt begibt sich unser ruheloser Patient auf die Heimreise nach Athen. Doch in Neapel bricht er am 25. Dezember bewusstlos zusammen und stirbt tags darauf an einer Hirnhautentzündung. Der Leichnam wird nach Athen überführt und dort unter großer Anteilnahme im Januar 1891 beigesetzt. Seit 1892 ruhen die Überreste des großen Forschers und die seiner griechischen Familie (außer dem Sohn Agamemnon) im Schliemann-Mausoleum auf dem Zentralfriedhof in Athen. –

Ziehen wir an dieser Stelle ein kurzes Resümee! Schliemann war eine „buntschillernde Person“, ein Mensch mit vielen Fehlern, der hin und wieder sogar log. Aber die Verdienste für die Altertumswissenschaft, sie sind hier für Troia, Mykene und Tiryns genannt worden, überwiegen diese charakterlichen Schwächen. Die Krönung des alten Streits um Schliemann war die Behauptung des Artilleriehauptmanns a. D. Ernst Bötticher, dass der Hisarlık-Hügel nichts anderes wäre als ein einziger großer Platz zur Feuerbestattung der Verstorbenen. Die Krönung des neuen Streits um Schliemann sind wohl die Vorwürfe gegen den sog. Schatz des Priamos, gegen die sog. Agamemnon-Maske und die Behauptung, Schliemann wäre ein Psychopath gewesen, ein Mensch, der nicht unterscheiden konnte zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Lüge und Wahrheit.

Schliemann hat auch heute noch viel Aufmerksamkeit verdient. Er ist zumindest Mitbegründer der historischen Archäologie, dem Teil der Spatenforschung der über die Kunstarchäologie Winckelmannscher Prägung hinaus zur historischen Fragestellung kommt. Schliemann gelang es mit seinen Ausgra-

bungen auf dem Hügel Hisarlık mögliche geschichtliche Wurzeln der homerischen Epen freizulegen. Er wurde damit und durch seine späteren Ausgrabungen in Mykene, Orchomenos und Tiryns zum Entdecker von vorklassischen und z. T. vorgriechischen Kulturen auf dem griechischen Festland und an der kleinasiatischen Küste.

Schliemann war ein ruheloser, nicht das Leben genießender Mann. Er war Kaufmann und Forscher, Autodidakt und Fachmann, zu bestimmten Zeiten Baron Münchhausen und ehrlicher Freund. Er war ein fleißiger, kluger Mensch mit vielen Fehlern, er wurde zur Romanfigur. Was er aber wohl nicht war, ist ein Schatz- bzw. Goldsucher und kein krankhafter Lügner.

Vielleicht trifft auch auf ihn Schillers Wort aus dem Prolog zu Wallensteins Lager zu:

*Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,  
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.*

## Literatur

ALLEN 1999: S. H. Allen, Finding the walls of Troy. Frank Calvert and Heinrich Schliemann at Hisarlık, Berkeley-Los Angeles-London 1999.

BÖLKE/WITTE 2003: W. Bölke und R. Witte, Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen/Mecklenburg. Führer durch die ständige Ausstellung, Ankershagen 2003.

CALDER 1972: W. M. Calder III, Schliemann on Schliemann. A study in the use of sources, in: Greek, Roman and Byzantine Studies 13, 1972, 335–353.

CALDER 1997: W. M. Calder III, Die „Agamemnonmaske“ echt oder . . . ?, in: Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen 5, 1997, 81–84.

LUDWIG 1932: E. Ludwig, Schliemann. Geschichte eines Goldsuchers, Berlin-Wien-Leipzig 1932.

MEYER 1936: E. Meyer: Briefe von Heinrich Schliemann, Berlin-Leipzig 1936.

MILCHHÖFER 1891: A. Milchhöfer, Erinnerungen an Heinrich Schliemann, in: Deutsche Rundschau LXVII (April–Mai–Juni) 1891, 278–289.

SCHLIEMANN 1881: H. Schliemann, Ilios. Stadt und Land der Trojaner, Leipzig 1881.

TRAILL 1995: D. Traill, Schliemann of Troy. Treasure and deceit, London 1995.

WITTE 1990: R. Witte, Endlose Diskussionen um den „Schatz des Priamos“. Neue Erkenntnisse durch Briefe Schliemanns an seinen Verleger Brockhaus, in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 31, 1990, 440–455.

WITTE 1997: R. Witte, Schliemann auf der Suche nach dem Palast des Minos, in: *Das Altertum* 43(2), 1997, 99–114.

WITTE 2000: R. Witte, Die „Maske des Agamemnon“ oder: Erkenntnisgewinn durch Diskussion, in: *Informationsblatt der Heinrich-Schliemann-Gesellschaft Ankershagen e. V.* 12, 2000, 22–24.

WITTE 2004: R. Witte, Schliemann einmal heiter betrachtet. Der Erforscher Troias und Mykenes in der satirischen Zeitschrift „Kladderadatsch“ und in humorvollen Beiträgen, in: *Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum* 8, Ankershagen 2004.

WITTE 2011: R. Witte, Minna Meincke, die „unsterbliche“ Jugendfreundin Heinrich Schliemanns, 452–486.

ZAVADIL 2009: M. Zavadil, Ein trojanischer Federkrieg. Die Auseinandersetzung zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann, Wien 2009.

*Dr. Reinhard Witte*  
*Heinrich-Schliemann-Museum*  
*Lindenallee 1*  
*D-17219 Ankershagen*

# Marwedel – Neue Ergebnisse zu den Ausgrabungen eines kaiserzeitlichen „Fürstensitzes“

*Hans-Jörg Nüsse*

Mit dem Ortsnamen Marwedel verbindet heute kaum noch jemand eine besondere Lokalität. Das ehemalige kleine Dorf ist im Randbereich der Stadt Hitzacker (Lkr. Lüchow-Dannenberg) aufgegangen. Im Jahr 1928 rückte es jedoch in den Blickpunkt archäologischer Forschung, als auf dem nahe gelegenen Scharfenberg beim Sandabbau römische Bronzegefäße zutage traten. Bei den Nachuntersuchungen konnten diese und weitere Objekte als Beigaben einer Körperbestattung der ersten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr. zugewiesen werden (Grab I). Nur wenige Meter davon entfernt gelang 1944 die Bergung der Reste eines zweiten Grabes (Grab II). Dessen hölzerne Grabkammer war tief in den anstehenden Sand eingelassen, die Grablege war durch eine mächtige Steinpackung geschützt. Umfang und Qualität der Beigaben übersteigen jene des ersten Grabes: Neben bronzenem Geschirr treten hier auch silberne Gefäße römischer Provenienz hinzu, der Tote trug zudem einen goldenen Fingerring. In beiden Fällen handelt es sich bei den Verstorbenen um Männer, die nach Ausweis der Grabbeigaben zu den sozial führenden Familien ihrer Zeit gehörten (Laux 1992). Vermutlich standen sie in engem Kontakt mit den gesellschaftlichen Eliten benachbarter Regionen, wie sie beispielsweise aus dem etwa 35 km entfernten Hagenow in der Prignitz bekannt sind. Noch deutlicher als in Marwedel kommt hier, aufgrund der rund 150jährigen Kontinuität des Bestattungsplatzes, welcher neben ausgesprochen reichen Gräbern noch weitere Bestattungen mit unterschiedlicher Ausstattungsgüte umfasst, der Gedanke an die Nekropole einer Familiendynastie auf (Voss 2009).

In Marwedel lassen sich dagegen bislang allenfalls zwei Generationen durch die eben genannten Gräber fassen. Sowohl die Prunkgräber aus Marwedel, als auch diejenigen aus Hagenow lassen sich in einen geographisch wesentlich weiter gespannten Kreis von Gräbern mit überdurchschnittlichem Beigaben-



Abb. 1: Verbreitung der „Fürstengräber“ der älteren Römischen Kaiserzeit (nach Jensen 2003).

reichtum einordnen, die unter der Bezeichnung „Fürstengräber vom Typ Lübsow“ in die Forschungsliteratur eingegangen sind (Abb. 1).

Marwedel liegt dabei im linkselbischen Bereich innerhalb eines Verbreitungsgebiets, das vor allem Mecklenburg sowie Vor- und Hinterpommern umfasst. Der eponyme Fundplatz bei Lübsow (heute Lubieszewo) befindet sich in Hinterpommern und ist durch zwei große Grabhügel gekennzeichnet, in denen ebenfalls mehrere Generationen bestattet wurden (Eggers 1949/50; Schuster 2010). Bereits als H. J. Eggers die Befunde und das Fundmaterial der Lübsower Gräber vorstellte, setzte er im Titel seines Aufsatzes einen sehr klaren Akzent hinsichtlich der siedlungsarchäologischen Relevanz des Fundortes: Mit dem begrifflichen Pendant „Fürstensitz“ übertrug er die aus den Gräbern gewonnenen Erkenntnisse auf den zugehörigen Siedlungsplatz – allerdings ohne dass dieser damals greifbar gewesen wäre. Dennoch lässt sich daraus ableiten, dass Eggers entsprechende Siedlungsrelikte im Umfeld der „Fürstengräber“ erwartete, die ebenfalls eine Sonderstellung unter den zeitgleichen Siedlungsplätzen erkennen lassen müssten. Auch heute ist die zugehörige Siedlung allerdings noch nicht eindeutig identifiziert. Anders liegen die Dinge in Marwedel. Bereits in den 1920er Jahren wurden erste Keramikscherben auf

den angrenzenden Ackerflächen aufgelesen. Beim Pflügen trat in unmittelbarer Nähe der Gräber zudem eine längliche Steinsetzung auf, welche auf weitere Befunde hinwies, die nicht unbedingt mit Grabstellen in Verbindung zu bringen waren. Bis in die 1990er Jahre verdichtete sich das Fundaufkommen durch weitere Lesefunde, sodass schließlich der gesamte Bereich nordwestlich der Gräber als zusammengehöriges Siedlungsareal bezeichnet werden konnte (Harck 2000).

Das Terrain staffelt sich in verschiedene siedlungsgünstige Plateaus, die von leichten Senken und steileren Abhängen flankiert werden. Lesefunde treten dabei über eine Distanz von 600 m in Ost-West- und 500 m in Nord-Süd-Richtung auf und beschreiben damit eine über 20 ha große Siedlungsfläche unterhalb der „Fürstengräbernekropole“. Die Grabstelle selbst markiert den markantesten Punkt der Anhöhe, von dem aus das Elbtal und die nördlich anschließende Landschaft überblickt werden können. Das Spektrum der Randformen und die Verzierungen unter den keramischen Lesefunden ließen einen engen zeitlichen Zusammenhang mit den Gräbern erkennen. Mit Rollrädchen ausgeführte Motive, Kammstrichmuster sowie Fragmente von Terrinen und Standfußgefäßen wiesen deutlich auf eine Datierung des Siedlungskomplexes in die Ältere Römische Kaiserzeit hin und damit auf denselben Zeithorizont, dem auch die Gräber zugeordnet werden können. So tragen beispielsweise auch eine Schale und ein Pokalgefäß aus Grab I die typische Rollrädchenverzierung. Insgesamt zeichnete sich damit nach dem oberflächlich geborgenen Fundmaterial ein Bestehen der Siedlung vom späten 1. Jh. n. Chr. bis in die zweite Hälfte des 2. Jhs. ab. Funde des vorangehenden oder folgenden Zeitabschnitts fehlten gänzlich, sodass von einer relativ kurzen Besiedlungsdauer ausgegangen werden konnte. Dies ist umso bedeutender, da es sich zugleich um eine extrem ausgedehnte Siedlungsfläche handelt – regelhaft sind Siedlungsgrößen, die nur wenige Hektar umfassen. Eine geringe Besiedlungsdauer, eine hohe Besiedlungsintensität und eine Verknüpfung mit reich ausgestatteten Gräbern germanischer *principes* stellten wichtige Faktoren dar, den Sonderstatus dieser Siedlung hervorzuheben und diese zum Ziel großflächiger Ausgrabungen zu machen. Hinzu kam eine offensichtlich umfangreich betriebene Eisenproduktion, wie große Mengen an Schlacken aus einem Teilbereich der Siedlung eindrucksvoll illustrierten. Die skizzierten Kennzeichen bildeten die Ausgangssituation für die seit 2003 durchgeführten siedlungsarchäologischen Untersuchungen in Marwedel. Dem Fundplatz kommt eine Schlüsselstellung im Verständnis einer Siedlung zu, die in einem direkten Kontext zu

zwei „Fürstengräbern“ der Älteren Römischen Kaiserzeit zu sehen ist. Die Analyse ihrer Genese, ihrer Entwicklung und ihres Niedergangs sowie der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse können vor dem Hintergrund der regionalen Siedlungsentwicklung zu einem tieferen Verständnis des Phänomens „Fürstengrab“ und „Fürstensitz“ beitragen. Die idealen Voraussetzungen beide Quellengattungen parallel betrachten zu können, sind in Marwedel gegeben. Mit den Forschungen wird zudem Neuland betreten, da bislang nur in einer weiteren Siedlung, die mit Prunkgräbern verknüpft werden kann, archäologische Untersuchungen größeren Ausmaßes vorgenommen wurden.

## **Siedlungen, „Herrenhöfe“ und „Fürstensitze“ der Römischen Kaiserzeit**

Vor einer genaueren Bewertung und Einstufung des Fundplatzes soll jedoch zunächst ein Blick auf das Siedlungswesen der Römischen Kaiserzeit erfolgen. Nur durch eine Gegenüberstellung und Kontrastierung mit Befunden und Funden anderer Siedlungen kann eine entsprechende Charakterisierung und Definition eines „Fürstensitzes“ gelingen. Dabei birgt der hier verwendete Begriff als solcher bereits genügend Anlass zu kontroverser Diskussion.

Anders als im Bereich der westlichen Hallstattkultur des 6./5. Jhs. v. Chr., die durch ein Netz bedeutender Herrschaftssitze geprägt ist, für deren Beschreibung als „Fürstensitze“ ein vergleichsweise großes Bündel an Kriterien aufgestellt wurde (zuletzt Krausse/Beilharz 2010), liegen die Verhältnisse im Germanien des 2. Jhs. n. Chr. vollkommen anders. Ein hierarchisches Siedlungssystem ist auf den ersten Blick nicht erkennbar, vielmehr überwiegen die Gemeinsamkeiten bei den bekannten Siedlungen. Diese bestehen in der Regel aus etwa einem halben Dutzend, selten mehr, Gehöften, die zu einer eher lockeren, weilerartig strukturierten oder auch kompakten, durch direkt aneinander grenzende Hofparzellen gegliederten, Ansiedlung zusammengeschlossen sind. Die einzelnen Höfe setzen sich aus dem Hauptgebäude, bei dem es sich um ein Wohnstallgebäude handelt und aus mehreren Nebengebäuden (Speicher, Grubenhäuser) zusammen. Die Wirtschaftsweise ist agrarisch geprägt, die handwerklichen Tätigkeiten (v. a. Weberei, Eisenverhüttung) dienen der Selbstversorgung (Kossack 1997).

Angesichts dieser weitgehend identischen Siedlungsformen im germanischen Raum stellt sich die prinzipielle Frage, ob sich in kaiserzeitlichen Siedlungen überhaupt sozial unterschiedliche Personenkreise fassen lassen. Wel-

che Möglichkeiten bestehen, diese zu erkennen und zu einer Differenzierung zu gelangen? Wo liegen die Unterschiede zwischen einem bäuerlichen Gehöft, dem Hof eines Großbauern und einem „Herrenhof“? In der Forschungsliteratur wurden diverse Versuche unternommen, ein aufgrund verschiedener Merkmale auffälliges Gehöft der führenden Familie eines Dorfes zuzuschreiben. Insbesondere der Begriff des „Herrenhofs“ und verschiedene Synonyme begegnen in diesen Zusammenhängen vielfach und werden meist unreflektiert übernommen. Bei einer genaueren Betrachtung fällt auf, dass diese Höfe keinesfalls auf ein und derselben Ebene rangieren. Die herangezogenen Merkmalskriterien sind überaus heterogen und selten pauschal von einem Gehöft auf das andere übertragbar. Sowohl spezifisches Fundgut, als auch Befunde wurden dabei zur Definition herangezogen. Eine Zusammenstellung der bei unterschiedlichen Fundorten verwendeten Kennzeichen eines „Herrenhofs“ verdeutlicht dies: Aus dem Fundmaterial wurden römische Münzen und weiteres römisches Importgut, Gold- und Silberobjekte einheimischer Fertigung, Teile der Bewaffnung sowie andere herausragende (Einzel-)Funde angeführt. Bei den Siedlungsformen standen insbesondere die potentiellen Einzelhöfe im Fokus der Betrachtungen, ihre Separation von größeren Siedlungen wurde mit der möglicherweise besonderen gesellschaftlichen Stellung der Bewohner in Verbindung gebracht. Gleichwohl begegnet der Terminus „Herrenhof“ in gleichem Maße, wenn nicht sogar häufiger, im Kontext dorftypischer Ansiedlungen. Hier sind es dann architektonische Merkmale, durch die sich ein Gehöft von den zeitgleichen Höfen absetzt. Dazu zählen eine Abgrenzung durch einen Graben oder eine Palisade, die besondere Dimension des Hauptgebäudes und eine größere Anzahl an Nebengebäuden. Als weitere Kennzeichen treten der Nachweis einer intensiven Eisenverhüttung, von Buntmetallverarbeitung und der Tätigkeit eines Feinschmieds hinzu. Bezüglich der Ernährungsgewohnheiten wurde ein hoher Wildtieranteil als Charakteristikum genannt, damit verbunden ist der besondere soziale Stellenwert der Jagd. In keinem Fall erfüllt eines der in der Literatur als „Herrenhof“ geführten Gehöfte alle genannten Kriterien. Allerdings lässt sich bei einer Betrachtung der jeweiligen Zeitstellung und einer Ordnung in chronologischer Abfolge eine quantitative und qualitative Steigerung der Merkmalskriterien beobachten. Drei Stufen sind danach erkennbar: die Späte Vorrömische Eisenzeit, die Ältere Römische Kaiserzeit und die Jüngere Römische Kaiser- bis Völkerwanderungszeit. Bis um die Zeitenwende scheidet demnach spezifisches Fundgut im Kontext eines bestimmten Gehöfts fast vollkommen aus. Eine Ausnahme bildet beispiels-

weise die Konzentration von Feinkeramik in der jütländischen Siedlung von Hodde im Umfeld eines Langhauses. Dieses stellt zugleich das größte Gebäude der Siedlung dar. Auch in anderen Siedlungen ist es die Gebäudelänge, über die allein sich Differenzierungen innerhalb der Siedlungsgemeinschaft fassen lassen. Auch für den Zeitabschnitt der Älteren Römischen Kaiserzeit (1./2. Jh. n. Chr.) bleibt die Länge des Hauptgebäudes weiterhin meist das einzige Kriterium, einzelnen Gehöften eine möglicherweise besondere Stellung zuzuschreiben. Deutlicher sprechen in dieser Phase die Grabfunde für eine stärkere soziale Gliederung innerhalb der Siedlungsgemeinschaften. Auf den nahe gelegenen Gräberfeldern treten bestimmte Statussymbole auf (z. B. Goldberlocks, Elemente der Bewaffnung), ohne dass diese aber konkret mit einem bestimmten Gehöft verknüpft werden können. Während der Jüngeren Römischen Kaiser- und Völkerwanderungszeit (3.–5. Jh. n. Chr.) weitet sich der Kriterienkatalog dann deutlich aus. Dabei tritt nun auch Fundmaterial aus den Siedlungen hinzu, das sich aufgrund des Auftretens in einzelnen Hofarealen für eine Charakterisierung der besonderen Stellung der Hofbewohner eignet. Dazu zählen beispielsweise Schmucknadeln, Prachtfibeln und Münzen. Auch eine direkt mit dem Hof verknüpfte Bunt- und Edelmetallverarbeitung lässt sich in einigen Fällen nun deutlicher fassen, der lokalen Fertigung von Prestige-  
gütern kam offenbar eine zunehmend stärkere Bedeutung zu. Nicht zuletzt manifestieren sich durch die größere Anzahl der Nebengebäude, insbesondere der Grubenhäuser, wirtschaftliche Veränderungen, deren konkrete Ausmaße sich aber bislang nur schwer eruieren lassen (Nüsse 2010, 292–307). Eine Schlüsselstellung in der eben skizzierten Entwicklung scheint nach der derzeitigen Quellenlage dem 2. und 3. Jh. n. Chr. zuzukommen. Die Veränderungen im Fundgut und in den Siedlungsbefunden sind evident. Ein inhaltlicher Zusammenhang mit den starken gesellschaftlichen Veränderungen zu dieser Zeit in Germanien ist dabei zu vermuten.

Insofern kann auch hier der Fundplatz Marwedel einen wichtigen Beitrag liefern, schlägt er doch sowohl in chronologischer Hinsicht, als auch mit Blick auf die Befundsituation eine wichtige Brücke. Doch welche Art von „Herrenhof“ ist in Marwedel überhaupt zu erwarten und sollte man überhaupt von einem „Herrenhof“ sprechen? Die soeben angeführten Kriterien nehmen Bezug auf Siedlungsbefunde, die nicht mit „Fürstengräbern“ in Verbindung zu bringen sind. Sofern Gräber zu den Gehöften bekannt sind, handelt es sich um Bestattungen, die nicht als Prunkgräber zu bezeichnen sind. Lediglich an zwei Plätzen (Hoby und Voerde-Mehrums), die sich durch entsprechende reiche

Grabausstattungen auszeichnen, wurden bislang Ausgrabungen in der zugehörigen Siedlung durchgeführt, doch stehen die Untersuchungen erst am Anfang beziehungsweise gestatten aufgrund der kleinen Grabungsflächen noch keine weiterführenden Aussagen. Trotz der diesbezüglich erst am Anfang stehenden siedlungsarchäologischen Forschung erscheint die von H. J. Eggers eingeführte Bezeichnung „Fürstensitz“ vorteilhaft zu sein, um derartige Plätze von dem sehr weit gefassten Begriff des „Herrenhofs“ loszulösen (Nüsse 2010, 307– 319). Die Forschungsdefizite treten auch bei zwei Modellvorstellungen aus dem dänischen Raum deutlich vor Augen. So wurde zum einen ein Besiedlungsmodell mit mehreren potentiellen Herrschaftssitzen („chieftains' farms“) der Älteren Römischen Kaiserzeit in Mitteljütland entwickelt (Ethelberg 1992/93). Die Zentren der etwa zehn gleich großen Territorien bilden Prunkgräber, darunter z. B. das Grab von Dollerup. Das regionale Mächteverhältnis war danach auf zehn Familien verteilt. Doch ist zu keinem dieser Prunkgräber tatsächlich eine Siedlung bekannt. Dem angeführten Gehöft aus Stepping Mølle ist zwar ein Bestattungsplatz zuzuordnen, doch verfügen die dort geborgenen Gräber über eine zweifellos überdurchschnittliche, aber keinesfalls luxuriöse Beigabenausstattung. Insofern nahmen die dort Bestatteten eine wichtige gesellschaftliche Rolle ein, standen aber im Rang sicherlich unter dem Verstorbenen, der im Grab von Dollerup niedergelegt wurde. Doch welche Art von Siedlung und welche Merkmale des Gehöfts im Fall von Dollerup zu erwarten sind, muss angesichts der Quellenlage offen bleiben – der eigentliche „Fürstensitz“ ist nach wie vor unbekannt.

Zum anderen besteht ein noch weiter ausdifferenziertes Modell für die jünger-kaiserzeitliche Besiedlung Seelands (Ethelberg 2009). Die hypothetische Besiedlungsstruktur stützt sich auch hier auf die Grabfunde, die nach der Ausstattungsqualität in fünf Gruppen aufgegliedert wurden. Analog zu diesen Statusgruppen sollen fünf Siedlungsformen existieren, beginnend mit Einzelhöfen ohne, bzw. mit Importfunden hin zu Siedlungen, die mit „Ringträgern“ (goldene Hals- und Fingerringe) zu verbinden sind und an deren Spitze das politische Zentrum Seelands steht – Letzteres wird durch das Gräberfeld von Himlingøje repräsentiert. Im archäologischen Siedlungsbefund lässt sich jedoch keinesfalls eine derartig klar strukturierte Gesellschaftsordnung identifizieren. Nach dem derzeitigen, ungenügenden Publikationsstand zu urteilen, sind die Unterschiede zwischen den Gehöften nicht signifikant. Dass es dennoch derartige herrschaftliche Zentren wie um Himlingøje gegeben hat, zeigt das Beispiel von Gudme auf Fünen. Große Hallenhäuser mit einer stattlichen

hölzernen Säulenkonstruktion im Innenraum stehen als architektonische Belege für die besondere Bedeutung dieses Zentralplatzes der Jüngerer Römischen Kaiser- und Völkerwanderungszeit. Leider ist der Siedlungsplatz bis heute nur äußerst ausschnitthaft publiziert (Jensen 2003, 420–422). Die beiden Modelle haben gezeigt, dass die Gräber in den meisten Fällen nach wie vor Ausgangspunkt für Überlegungen zur Besiedlungsstruktur sind. Dies ist in Marwedel nicht anders, da ohne Kenntnis von den beiden „Fürstengräbern“ allein durch die wenig spektakulären Oberflächenfunde kaum hinreichend Gründe für eine intensive Erforschung des Platzes vorliegen würden. Während der mehrjährigen Vorbereitungsphase (2003–2008) des Forschungsprojekts galt es daher zunächst, die Spezifika der Siedlung klarer herauszustellen (Nüsse 2007).

Durch Feldbegehungen, geomagnetische Prospektion sowie Luftbilder konnte zunächst die ungefähre Ausdehnung des Siedlungsareals umrissen werden. Eine Größe von 20 ha ist danach gesichert, doch schließen sich weitere siedlungsgünstige Bereiche an, die noch nicht durch die Geomagnetik erfasst wurden. Systematische Bohrungen gestatteten es, den geologischen Untergrund mit den Ergebnissen der Geomagnetik, aber auch mit den überlieferten Fundstreuungen in Beziehung zu setzen. Die neuen Lesefunde bestätigten die Datierung in einen fortgeschrittenen Abschnitt der Älteren Römischen Kaiserzeit, chronologische Präzisierungen ließen sich aber nur durch Grabungen gewinnen. Erste Sondagegrabungen sowie großflächigere Untersuchungen wurden bereits in der Vorbereitungsphase durchgeführt (Abb. 2). Diese konzentrierten sich insbesondere auf den Kern und das Umfeld eines kuppenartigen Bereichs im westlichen Teil der Siedlung, der durch einen besonders hohen Fundniederschlag hervorgetreten war. Unerwartet hoch war die Anzahl der angetroffenen Grubenhäuser, die sich offensichtlich auf mehrere Gruppen verteilen. Ihre Längsachse folgt einer einheitlichen West-Ost-Ausrichtung. Aus den Gruppierungen ließ sich, analog zu Gehöftstrukturen ergrabener Siedlungsplätze des Nordseeküstenraums, auf ein in unmittelbarer Nähe gelegenes ebenerdiges Hauptgebäude in paralleler Ausrichtung schließen. Leider traten in den Grabungsflächen keine entsprechenden Pfostenspuren auf, die sich zu einem Gebäude ergänzen ließen. Zahlreich waren dagegen die Reste von Rennfeueröfen, von denen sich die untersten Bereiche der Ofengruben erhalten hatten. Hinzu kamen mehrere große Schlackeklötze, die als Abfall in den benachbarten Grubenhäusern entsorgt wurden, sowie eine großflächige Streuung von Schlackenstücken auf den angrenzenden Ackerflächen.

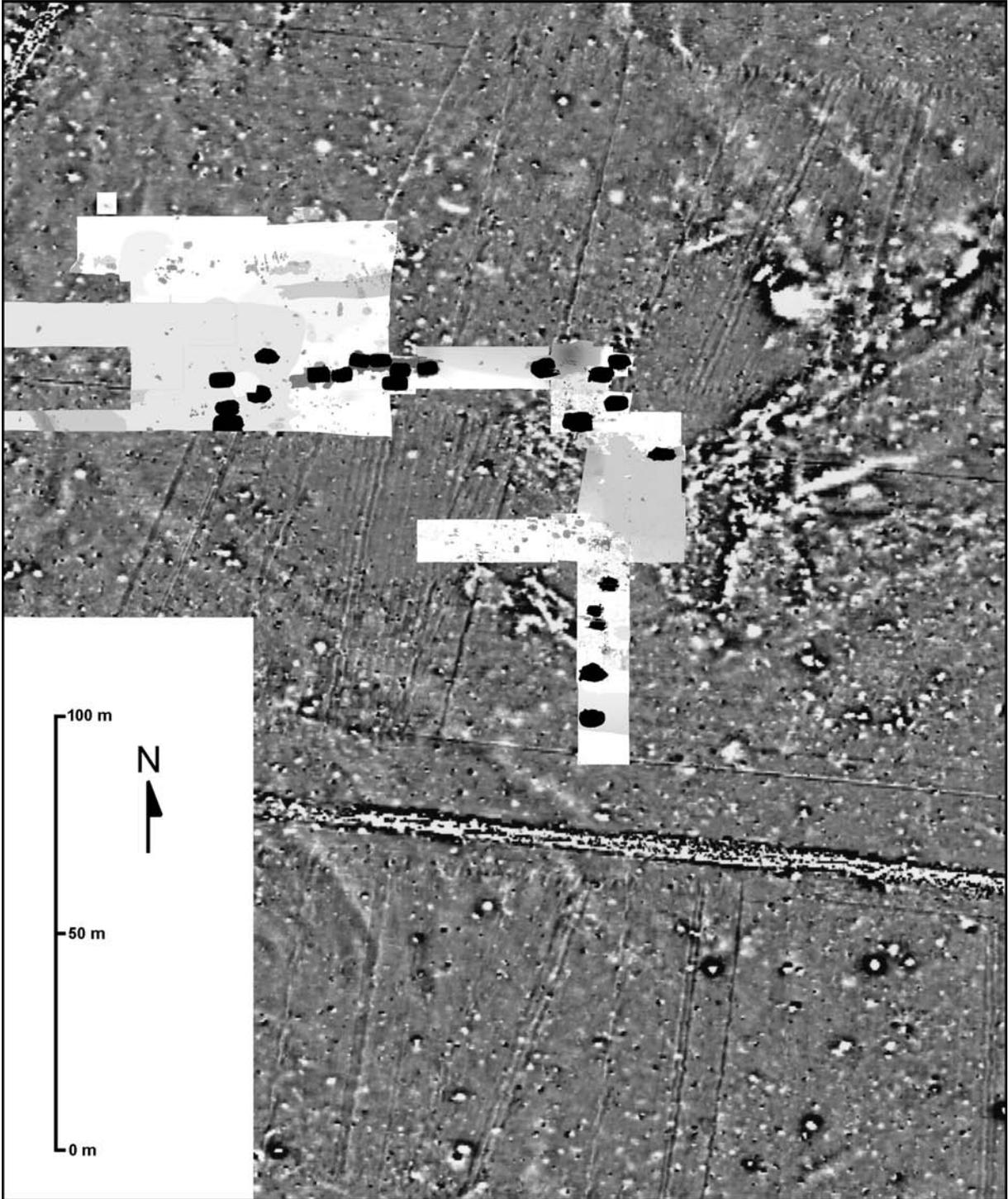


Abb. 2: Geomagnetikplan mit diversen kreisrunden Anomalien (Rennfeueröfen) im südlichen Bereich und die Grabungsflächen (2003–2009) mit zahlreichen Grubenhäusern (schwarz).

In Kombination mit den Ergebnissen der Geomagnetik, über die bereits diverse, offenbar gut erhaltene Öfen lokalisiert werden konnten, ergaben sich damit verschiedene Belege für einen Produktionsbereich innerhalb der Siedlung, in dem Raseneisenerz in größerem Umfang verhüttet wurde.

Der bis 2008 untersuchte Bereich gab sich damit vor allem als ein Werkbereich zu erkennen, der durch Eisenproduktion und zahlreiche Grubenhäuser geprägt war.

## **Aktueller Forschungsstand und Perspektiven**

Seit 2009 wird das Projekt durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gefördert, sodass seitdem in jedem Jahr mehrmonatige Ausgrabungen durchgeführt werden konnten. Die bislang archäologisch untersuchte Gesamtfläche beträgt etwa 10.000 m<sup>2</sup>. Als primäres Ziel der Grabungen, die sich weiterhin um den Bereich der erwähnten Kuppe konzentrierten, stand die vollständige Freilegung mindestens eines Gehöfts und hier insbesondere der ebenerdigen Pfostengebäude im Vordergrund. Als zentrale Fragestellungen, die es auch in den nächsten Jahren weiter zu verfolgen gilt, sind dabei anzuführen:

- Wie war die Siedlung insgesamt strukturiert, wie sind die einzelnen Gehöfte aufgebaut, wo lassen sich die Langhäuser lokalisieren?
- Lassen sich aus Befunden und Funden Rückschlüsse bezüglich einer besonderen sozialen Stellung der Bewohner ziehen?
- Lässt sich eine Hierarchie unter den Höfen auf lokaler und überregionaler Ebene feststellen?
- Wie stellt sich die chorologische Entwicklung der Siedlung dar?
- Welche wirtschaftlichen Grundlagen lassen sich fassen?
- Spiegeln sich in den Knochenfunden und botanischen Funden besondere Ernährungsgewohnheiten wider?

Im Jahr 2010 gelang es schließlich nach langer Suche, den Standort eines Langhauses über die erhaltenen Pfostenstandspuren nachzuweisen. Es handelte sich offensichtlich um ein großes Gebäude, da die Pfostenreihen auf einer Länge von über 25 m in West-Ost-Richtung zu verfolgen waren – vermutlich erreichte das Haus sogar eine Gesamtlänge von annähernd 30 m. Damit stellt es unter den Hauptgebäuden von Gehöften des 2. Jhs. n. Chr.

im norddeutschen Raum eines der größten dar. Wahrscheinlich wird es sich bei dem Gebäude aus Marwedel um ein typisches Wohnstallgebäude gehandelt haben, auch wenn dies aufgrund der schlechten Befunderhaltung vorerst nicht sicher konstatiert werden kann. Hier bleibt die Analyse der Phosphatproben abzuwarten, die eventuell Aufschluss über die Nutzungsbereiche des Hauses geben werden. Ob mit diesem Haus und der umliegenden Hofparzelle bereits der Sitz des „Fürsten“ freigelegt wurde, kann erst durch Vergleiche mit weiteren Höfen geklärt werden. Dennoch ergeben sich durch dessen Lokalisierung wichtige Ansatzpunkte, um die Struktur der Siedlung besser zu verstehen. So standen nördlich der Langseite und parallel dazu ausgerichtet mindestens zwei Grubenhäuser, die sicherlich als zugehörige Nebengebäude betrachtet werden können. Der vermutete Aufbau der Gehöfte ließ sich damit bestätigen und kann nun auf andere Befundsituationen übertragen werden. Die bislang erfassten Gruppierungen von Grubenhäusern dürften demnach auf ähnliche Gehöftstrukturen zurückzuführen sein. In 5 bis 10 m Distanz von ihnen werden zukünftig die Langhäuser zu suchen sein. Wahrscheinlich bestanden nur ein bis zwei Grubenhäuser tatsächlich zeitgleich. In den größeren Grubenhauskonzentrationen spiegelt sich daher eine längere Bestandsdauer des betreffenden Gehöftes wider. Aufgegebene Grubenhäuser wurden als Abfallgruben für allerlei Hausrat wie Schlacht- und Speisereste genutzt und neue Grubenhäuser in der Nähe errichtet. Über deren Funktion lassen sich nach wie vor keine sicheren Angaben machen. Auch wenn aus anderen Siedlungen ihre Nutzung als Webhütten gesichert ist, ließen sich in Marwedel bislang keine entsprechenden Belege – vor allem in Form von Webgewichten – finden. Zwar umfasst die Anzahl überlieferter Spinnwirtel mehrere Dutzend, doch gelangten sie wie der übrige Abfall in die Grubenhäuser. Das Spinnen zählte demnach eher zu einer Tätigkeit, die im Wohnhaus ausgeübt wurde. Bis zu einer genaueren Klärung der Funktion der eingetieften Nebengebäude sollten sie vorerst als Multifunktionsbauten angesprochen werden, in denen man handwerklichen Tätigkeiten nachgehen oder beispielsweise Lebensmittel lagern konnte. An das freigelegte Hauptgebäude schlossen sich auch unbebaute Bereiche an, die wohl ebenso zur Hofparzelle gehörten. Spuren einer Einfriedung in Gestalt einer Palisade oder eines Zauns sind in Marwedel bislang noch nicht nachgewiesen, aber von anderen Siedlungsplätzen bekannt. Im Umfeld des angesprochenen Langhauses traten dagegen zahlreiche Ofengruben mit Resten der Schlackenklötze auf. Ein Teil des Hofareals diente demnach vielleicht als Werkbereich für die Eisenverhüttung. Aus einem anderen

Bereich stammt wiederum ein Tiegel für die Bunt- oder sogar Edelmetallgießerei. Hinzu kommen einige Metallfunde, die auf einen gewissen Wohlstand der Hofbewohner hinweisen. Dazu zählen Fibeln, die mit Silberdraht verziert waren und eine silberne Hakennadel als weibliches Trachtelement. Letztere ist Bestandteil eines aufwändigen Kopfschmucks. Damit kristallisieren sich für das erste vollständig freigelegte Gehöft bereits wichtige Indizien für das damit verbundene soziale Umfeld heraus. Weitere wertvolle Erkenntnisse sind durch die archäozoologischen Untersuchungen des Knochenabfalls aus den Grubenhäusern zu erwarten, die im konkreten Fall aber noch ausstehen. Bei dem bereits analysierten Knochenmaterial aus den anderen Grubenhausansammlungen lassen sich aber schon jetzt zum Teil deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Haushalten und ihren Ernährungsgewohnheiten fassen. Hervorzuheben ist vor allem ein hoher Wildtieranteil von rund zehn Prozent sowie ein insgesamt breites Nahrungsangebot, darunter auch diverse Fischarten aus der nahe gelegenen Elbe (Becker 2009). Auch aus anderen Siedlungsbereichen liegt Fundmaterial vor, das vor allem ein Licht auf die weibliche Bevölkerung der Siedlung wirft. Anzuführen sind weitere Fibeln, darunter ebenfalls solche mit Silberdekoration und zwei römische Emailfibeln sowie mehrere Gewand- und Haarnadeln. Insgesamt ergibt sich unter den Bronze- und Silberobjekten ein Fundspektrum, wie es in fast identischer Zusammensetzung von dem etwa 13 km entfernten Gräberfeld von Darzau bekannt ist (Hostmann 1874). Dieses wird, aufgrund der dem weiblichen Milieu zuzuschreibenden Beigaben, gemeinhin als Frauenfriedhof interpretiert. Auch im überregionalen Vergleich lassen sich die Siedlungsfunde aus Marwedel durchaus mit den reichsten Frauengräbern dieses Zeitabschnitts vergleichen. Im Gegensatz dazu bleibt die männliche Bevölkerung wesentlich schlechter greifbar. Neben bestimmten Fibelformen, die grundsätzlich auch von Männern getragen worden sein könnten, sind vor allem mehrere Lanzenspitzen zu nennen, welche die kriegerische Komponente der Lebenswelt illustrieren.

Alle anderen Gerätschaften aus Metall, vor allem Messer und Pfrieme, spiegeln aber vielmehr die Alltagswelt mit den damit verbundenen handwerklichen und häuslichen Tätigkeiten wider.

Nach dem derzeitigen Forschungsstand begann die Besiedlung auf dem Scharfenberg bei Marwedel im späten 1. Jh. n. Chr., vielleicht in einer Zeit zwischen 80 und 90 n. Chr. (Abb. 3). Eindeutig älteres Fundmaterial, sowohl unter der Keramik als auch bei den Fibeln, fehlt. Nach Aussage der Fibelfunde ist die Besiedlung im Wesentlichen auf die älterkaiserzeitliche Stufe B2

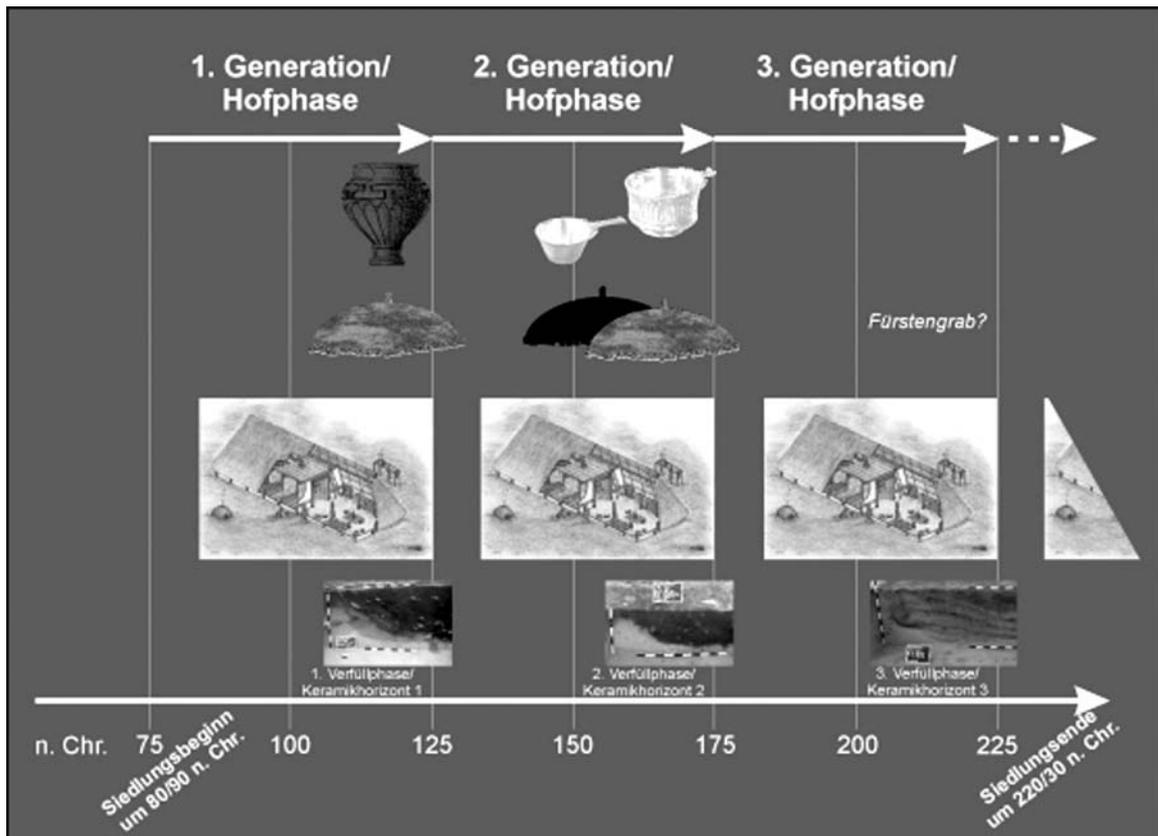


Abb. 3: Hypothetischer Besiedlungsablauf in Marwedel.

(Eggers) beschränkt, wobei die mehrfach vertretenen Kniefibeln vor allem auf einen späten Abschnitt innerhalb der Stufe hinweisen. Nach den konventionellen Datierungsansätzen ist das Ende der Stufe in den 170er Jahren n. Chr. anzusetzen. Etliche Keramikformen sind jedoch als Übergangsformen zu Gefäßen zu bezeichnen, welche für die Jüngere Römische Kaiserzeit charakteristisch sind. Einige Inventare sind sogar klar in die frühe Jüngere Römische Kaiserzeit zu stellen, so dass sich mindestens drei Zeithorizonte unter den keramischen Inventaren differenzieren lassen. Den chronologischen Schlusspunkt markiert ein dendrochronologisch datiertes Grubenhaus, dessen Verfüllung um 230 n. Chr. oder einige Jahre später erfolgte. Damit lässt sich in Marwedel eine Siedlungskontinuität in dem brisanten Zeitabschnitt des späten 2. bis frühen 3. Jhs. fassen, in dem sonst traditionell eher ein Hiatus sowohl bei den Gräberfeldbelegungen als auch im Siedlungswesen gesehen wird. Ob dies in der besonderen Bedeutung des Ortes begründet liegt, oder die deutliche Trennung zwischen Älterer und Jüngerer Römischer Kaiserzeit zumindest für diese Region überdacht werden sollte, müssen die weiteren Forschungen klären.

## Literatur

BECKER 2009: C. Becker, Über germanische Rinder, nordatlantische Störe und Grubenhäuser – Wirtschaftsweise und Siedlungsstrukturen in Hitzacker-Marwedel. In: N. Benecke (Hrsg.), Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Anthropologie 7 (Langenweißbach 2009) 81–96.

EGGERS 1949/50: H. J. Eggers, Lübsow, ein germanischer Fürstensitz der älteren Kaiserzeit. *Praehist. Zeitschr.* 34/35, 1949/50, 58–111.

ETHELBERG 1992/93: P. Ethelberg, The Chieftains' Farms of the Over Jersdal Group. *Journ. Danish Arch.* 11, 1992/93, 111–135.

ETHELBERG 2009: P. Ethelberg, Frühe Königreiche – Machtkonzentrationen in Südsandinavien im 1.–4. Jahrhundert n. Chr. In: Varusschlacht im Osnabrücker Land GmbH - Museum und Park Kalkriese (Hrsg.), 2000 Jahre Varusschlacht – Konflikt (Stuttgart 2009) 170–182.

HARCK 2000: O. Harck, Siedlungsfunde bei den „Fürstengräbern“ von Marwedel, Kreis Lüchow-Dannenberg. *Studia Antiquaria* [Festschr. N. Bantelmann]. *Universitätsforsch. Prähist. Arch.* 63 (Bonn 2000) 151–158.

HOSTMANN 1874: Ch. Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover (Braunschweig 1874).

JENSEN 2003: J. Jensen, Danmarks Oldtid. *Ældre Jernalder 500 f. Kr.-400 e. Kr.* (København 2003).

KOSSACK 1997: G. Kossack, Dörfer im Nördlichen Germanien vornehmlich aus der römischen Kaiserzeit. Lage, Ortsplan, Betriebsgefüge und Gemeinschaftsform. *Bayer. Akad. Wiss. Abh. N. F.* 112 (München 1997).

KRAUSSE/BEILHARZ 2010: D. Krausse/D. Beilharz (Hrsg.), „Fürstensitze“ und Zentralorte der frühen Kelten. *Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg* 120 (Stuttgart 2010).

LAUX 1992: F. Laux, Überlegungen zu den germanischen Fürstengräbern bei Marwedel, Gde. Hitzacker, Kr. Lüchow-Dannenberg. *Ber. RGK* 73, 1992, 315–376.

NÜSSE 2007: H.-J. Nüsse, Geomagnetische Prospektion und archäologische Untersuchungen bei den Fürstengräbern von Marwedel, Ldkr. Lüchow-Dannenberg – Ein Zwischenbericht. *Praehist. Zeitschr.* 82, 2007, 85–113.

NÜSSE 2010: H.-J. Nüsse, Haus, Gehöft und Siedlung im Norden und Westen der Germania magna [ungedr. Habilitationsschrift] (Berlin 2010).

SCHUSTER 2010: J. Schuster, Lübsow – Älterkaiserzeitliche Fürstengräber im nördlichen Mitteleuropa. *Bonner Beitr. Vor- u. Frühgesch. Arch.* 12 (Bonn 2010) .

Voss 2009: H.-U. Voß, Eine frühe Dynastie in Mecklenburg. Fürstengräber der älteren Römischen Kaiserzeit von Hagenow. In: 2000 Jahre Varusschlacht – Konflikt (Stuttgart 2009) 352–355.

*PD Dr. Hans-Jörg Nüsse*

*Freie Universität Berlin, Institut für Prähistorische Archäologie*

*Altensteinstraße 15*

*D-14195 Berlin*

*hjnuesse@fu-berlin.de*

5 Vorwort

N. Rupp

7 Unbekannte Künstler –  
Die Nok-Kultur in Zentral-Nigeria

H. Wendling

29 Ein Oppidum – viele Perspektiven  
Manching im Focus neuester Forschungen

R. Witte

49 Heinrich Schliemann –  
Der alte und der neue Streit um sein Werk

H.-J. Nüsse

69 Marwedel – Neue Ergebnisse zu den Aus-  
grabungen eines kaiserzeitlichen Fürstensitzes